8
3. Februarheft 1965

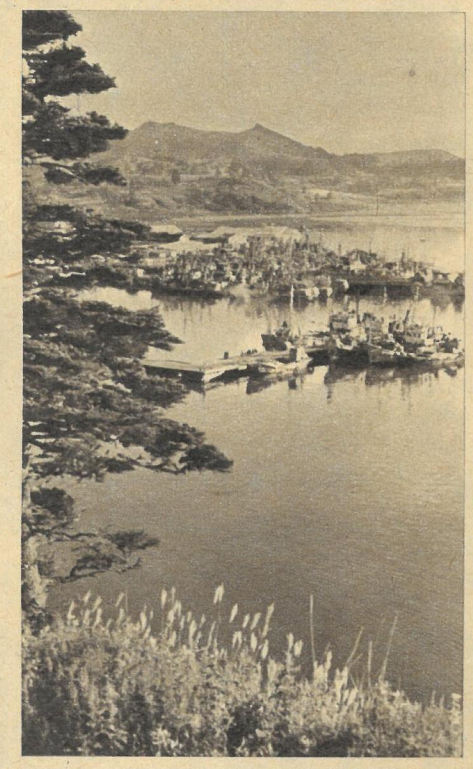
ZB
ZEIT IM BILD

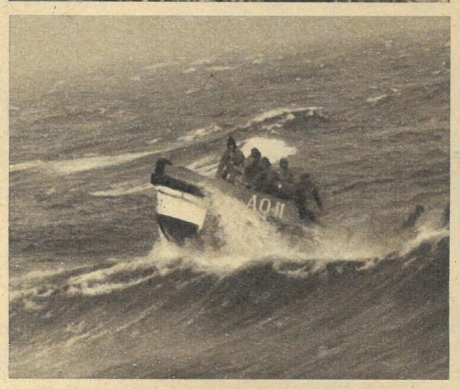
JUTTA KLÖPPEL:

mal kriminal mal musical

FOTO THAL

RAUCHENDE INSELN ZWISCHEN HOKKAIDO UND KAMTSCHATKA





Wir drangen durch grünes Dickicht vor, mußten kleine Äxte gebrauchen, um einen Weg zu bahnen. Der Mendelejew-Vulkan blieb hinter uns zurück. Noch vor Anbruch der Dunkelheit wollten wir die vulkanische heiße Quelle erreichen, von deren heilenden Eigenschaften wir viel gehört hatten. Nur Vogelgezwitscher unterbrach die Stille des Dschungels, dann aber hörten wir schon das dumpfe Rauschen des Ozeans.

Plötzlich erbebte der Boden unter unseren Füßen, nach einer Sekunde noch einmal und noch einmal. Unruhig wieherten die Pferde. Ein Erdbeben? Es hörte ebenso plötzlich auf, wie es begonnen hatte. Ein seltsames Gefühl, wenn der Boden unter den Füßen so plötzlich zu schwanken beginnt. Die Bewohner der fernen Kurilen-Inseln, der Grenze der Sowjetunion am Stillen Ozean, sind an solche unterirdische Stöße gewöhnt, zehn- bis zwölfmal täglich ist keine Seltenheit.

Die Kurilen gelten als die jüngsten Inseln auf unserem Planeten. Sie sind nur 2000 oder 3000 Jahre alt. Wissenschaftler sind der Ansicht, daß die Bildung der Inseln auch heute noch andauert. Ihre Geschichte ist aber noch wenig erforscht. Bekannt ist, daß russische Landfahrer sie zu Beginn des 18. Jahrhunderts entdeckten. Die ersten Russen, die die Kurilen betraten, waren Danila Anziferow und Iwan Kosyrewski. Im Jahre 1726 fertigte ein anderer russischer Forschungsreisender eine Karte von den Kurilen an. Seltsame, den russischen Namen gar nicht ähnliche Bezeichnungen gingen in alle Landkarten der Erde ein: Schumachu, Muschi, Kunaschir, Iturup, Uschischir, Kukumiwa, Paramuschir. Diese Namen sollen aus der Sprache der Ainu, der Ureinwohner der Inseln, stammen. Anfänglich war die Geschichte dieser kleinen Völkerschaft eng mit Rußland verknüpft. Die Ainu übernahmen von den Russen das Christentum und gaben ihren Kindern russische Namen.

1855 trennte Japan die südlichen Inseln der Kurilen von Rußland ab, und 25 Jahre später ging auch der restliche Teil der Inselkette an Japan. Erst 1945 wurde die historische Gerechtigkeit wiederhergestellt. Freilich, auf den Inseln ist längst kein einziger Ureinwohner übriggeblieben. Die Japaner hatten alle Ainu auf die kleinste Insel Schekotan umgesiedelt, wo alle infolge grausamer Unterdrückung ausstarben.

Heute sind auf den Kurilen neue Siedlungen entstanden, Straßen werden angelegt.

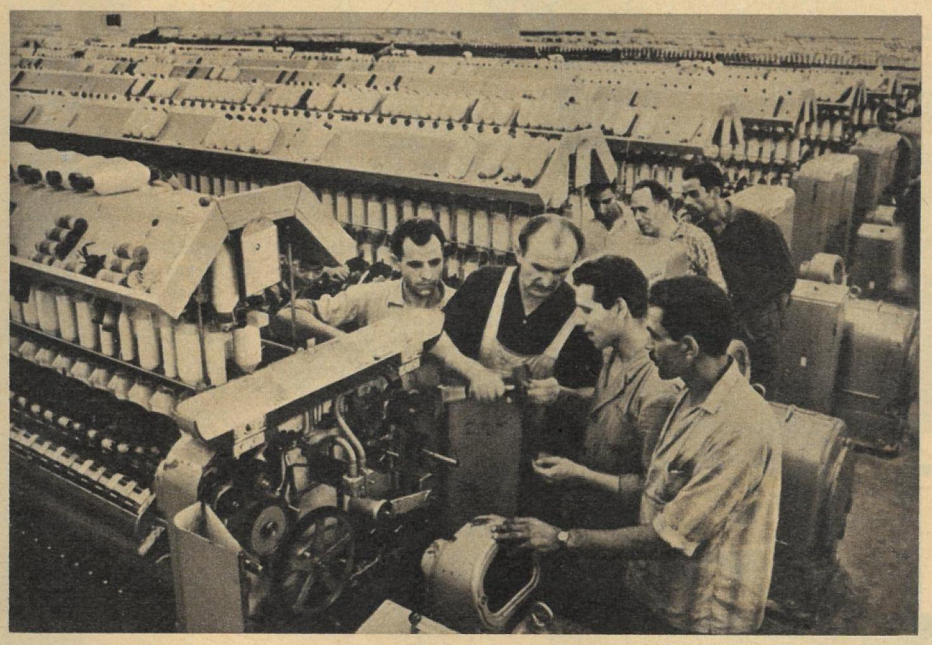
Vor kurzem noch versorgte man vom Festland aus die Inseln mit Gemüse und Kartoffeln. Jetzt sorgt ein Staatsgut für die Inselbewohner. Es bringt nicht nur Gemüse, sondern auch Frischmilch und Frischfleisch auf den Markt. Das Fischereigewerbe ist jedoch der Hauptwirtschaftszweig der Kurilen. Die Tiefen des Stillen Ozeans bergen unerschöpfliche Reichtümer an wertvollen Fischarten.

Allein in den letzten drei Jahren wurde auf der Insel Schekotan ein Fischverarbeitungskombinat errichtet. Komsomolzen bauten es. Sie waren freiwillig aus der ganzen Sowjetunion hierhergekommen. Und diese Insel zeichnete sich noch durch etwas ganz Besonderes aus. Zu bestimmten Zeiten ist sie regelrecht übervölkert. Mächtige schwimmende Fischkonservenfabriken liegen dann an ihren Ufern. Das ist die Zeit, wo der Fang des Fisches Saira beginnt. Der kleine silbrige Heringsfisch ist eine Delikatesse und auf dem Weltmarkt sehr gefragt. Wenn sich der Sommer seinem Ende neigt, erscheint der Fisch im Raum der Kurilen und verschwindet aber zwei Monate später spurlos in den Tiefen des Ozeans. Dann wird er nirgendwo mehr gesehen. Interessant ist auch der Fang, der nur nachts erfolgt. Elektrisches Licht lockt den Fisch an, und sobald er in den Lichtstrahl gelangt, folgt er ihm wie hypnotisiert in das Fangnetz. In den anderen Monaten gehen hier Flundern und Heilbutte ins Netz.

Klimatisch sind die Kurilen nicht leicht zu ertragen. Einen großen Teil des Jahres herrschen Nebel und Regen. Dennoch kommen aus allen Teilen der Sowjetunion Enthusiasten der Neulanderschließung hierher gefahren. Eines Tages lernte ich die Familie Basanow kennen. Wassili selbst stammt aus Kursk und ist von Beruf Dreher. Den Burschen zog es nach den fernen Regionen. Auch seine Frau Wera ist aus „Neugierde", wie sie sagte, hierhergekommen. Sie denken nicht mehr daran, in ihre alte Heimat zurückzukehren. Ihre beiden Kinder, Soja und Pjotr, sind inzwischen „Stammeinwohner" der Kurilen geworden. Für sie gibt es hier sowohl eine Kinderkrippe als auch eine Internatsschule.

Kehren wir aber zum Anfang unseres Berichtes zurück. Wir erreichten wohlbehalten die Ozeanküste und schlugen den Weg zu den heißen Vulkanquellen ein. Plötzlich kam uns ein Mann entgegengelaufen. Er rief aufgeregt: „Eine Sprungwelle, eine Sprungwelle!" Zuerst glaubten wir, er scherze nur, denn der Himmel war wolkenlos, und der Ozean schob ruhig seine Wellen auf das sandige Ufer. Erst eine halbe Stunde später, schon in Sichtweite der Siedlung, verstanden wir, daß etwas Ungewöhnliches geschehen war. Man empfahl uns, möglichst rasch einen sicheren Ort auf einem Hügel aufzusuchen. Tatsächlich näherte sich der Insel eine Springwelle, die von einem Erdbeben irgendwo auf dem Boden des Ozeans ausgelöst wurde. Die Geschichte der Kurilen kennt nicht wenige Fälle, daß Springfluten ganze Siedlungen in den Ozean spülten. Ein Springfluten-Dienst warnt aber die Einwohner rechtzeitig vor der drohenden Gefahr, und so mußte bisher kein Menschenleben beklagt werden. Diesmal erreichte nur eine zwei Meter hohe Welle unsere Insel Kunaschir.

FOTOS: APN (3), OGONJOK (2)



KAIRO. Die Vereinigte Arabische Republik bereitet sich auf den Besuch des Staatsratsvorsitzenden der DDR, Walter Ulbricht, vor. Mit dem Staatsbesuch in Kairo werden die guten Beziehungen untermauert, die zwischen beiden Staaten bestehen. Von Dieselmotoren bis zu kompletten Kühlhäusern, von Pumpen bis zu vollständig ausgerüsteten Industriebetrieben reichen die Lieferungen, mit denen die DDR das Industrialisierungsprogramm der VAR-Regierung unterstützt. Seit 1953, dem Jahr, in dem das erste Handels- und Zahlungsabkommen unterzeichnet wurde, hat die Zusammenarbeit einen stürmischen Aufschwung genommen. Im Textilkombinat MISRIN in Shibin el Kom (Foto oben links) stehen moderne Maschinen aus der DDR, die die im Lande erzeugte Baumwolle verarbeiten. Die neuerrichtete Regierungsdruckerei in Kairo (links) wird die größte Druckerei in Afrika sein. Auf den Basaren findet der Ägypter zahlreiche Waren aus unseren Betrieben.

LEIPZIG. Jacques Devals „Stürmische Überfahrt bei spiegelglatter See" erlebte in den Kammerspielen seine deutsche Uraufführung (Foto: Marylin Poolmann als Martine Beix und Friedhelm Eberle als Raoul Carnoy). Die Komödie ist ein Messeschlager der Leipziger Städtischen Theater für die Messegäste.

FOTOS: ZENTRALBILD (6), UPI, AP, WALLMÜLLER

FLORENZ. Beschädigt durch Messerstiche wurden in der weltbekannten Uffizien-Galerie 23 Gemälde alter Meister. Die Kriminalpolizei fahndet nach dem Täter, den sie für geistig umnachtet hält.

LONDON. Der Tod Sir Winston Churchills hat dessen Leibwächter Edmund Murrey nach fünfzehnjährigem Dienst beschäftigungslos gemacht. Der Detektiv sucht nunmehr einen neuen zahlungskräftigen Herrn.

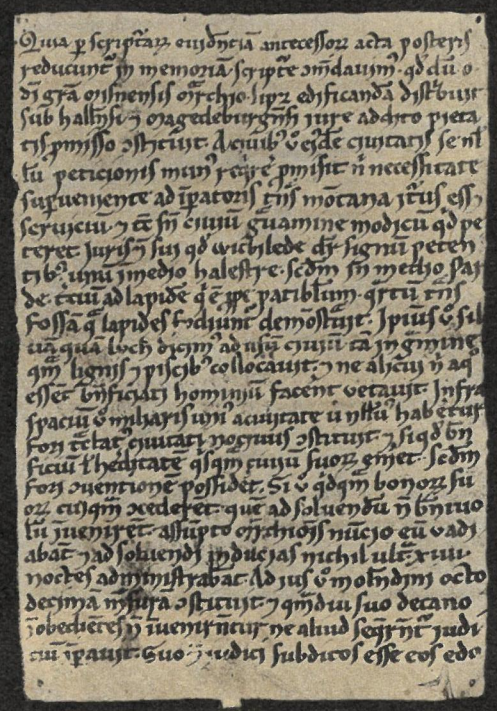
ESSEN. Aufsehen und Zustimmung erregen die Protestdemonstrationen westdeutscher Atomwaffengegner, die nach dem Bekanntwerden des Trettnerschen Atomminenplans trotz amtlicher Dementis zunehmen.

LEOPOLDVILLE. Major Michael Hoare, Anführer der Mordbanden Tshombes, will die weißen Söldnerhaufen „reorganisieren", um sie noch schlagkräftiger bei Mord und Brandstiftung im Kongo zu machen.

1165 1965

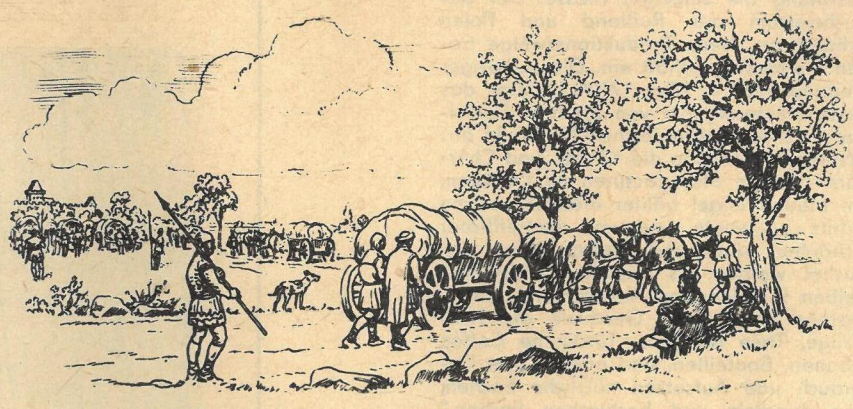
DR. WILLY WALTHER: LEIPZIG, MUTTER ALLER MESSEN (1)

In der Eile falsch gesiegelt



Was wohl die markgräflichen Schöffen im Jahre 1215 so zur Hast getrieben haben mag? Es ist heute nicht mehr festzustellen und auch nicht so wichtig. Jedenfalls ist das von ihnen ausgestellte Schöffenweistum (links) auf beiden Seiten eng und fehlerhaft bekritzelt, und zu allem Überfluß hängt auch noch das Siegel verkehrt herum dran. Trotz allem: es ist ein Dokument, die Geburtsurkunde der Messe, denn in ihm wird den Leipziger Bürgern ab 1165 Stadtrecht und Bannmeile, verliehen von Otto dem Reichen, „bewiesen". Es entsprach den Gepflogenheiten bei Schöffenweistümern, nicht zu datieren. Nach damaliger Auffassung hatte man das von den Schöffen gewiesene Recht als „für die Ewigkeit" gültig anzusehen; es bedurfte daher keines Datums. Die Rechte freilich und der Zeitpunkt sind verbürgt und über alle Zweifel erhaben.

Seine erste schriftliche Erwähnung verdankt Leipzig dem Tod eines Bischofs. Als Thietmar von Merseburg 1015 in seinen Annalen den Tod seines Amtsbruders Eido von Meißen auf der Burg Libzi anzeigte, bestand der Burgort längst als militärische, politische und kirchliche Verwaltungsstätte, als Brückenkopf und Ruhepunkt an Heer- und Handelsstraßen. Unweit des Burgplatzes kreuzte die Hohe- oder Königsstraße, die von Paris über Polen bis in die Ukraine führte, die Reichsstraße, die den Norden Deutschlands mit Nürnberg und Oberitalien verband. Erklärt sich der spätere Aufschwung Leipzigs aus der Lage der Stadt? Immerhin lagen Halle, Magdeburg, Erfurt ähnlich günstig, teils günstiger. Leipzig hingegen ließ alle Mitbewerber hinter sich, lief schließlich gar den großen süd- und westdeutschen Handelsplätzen Nürnberg, Augsburg, Frankfurt/Main und Köln den Rang ab. Hatten daran nun die Wettiner Grafen „schuld", die, wie Historiker vergangener Jahrhunderte und Jahrzehnte ehrfürchtig vermerken, von „1089 bis 1918 die Geschicke der obersächsischen Lande leiteten"? Oder sollte es nicht eher dem Fleiß und der Umsicht, der Regsamkeit und Betriebsamkeit der Leipziger Bürger zuzuschreiben sein?



Kreuzung wichtiger Fernhandelsstraßen vor der Burg Libzi um 950

Um 1100 entstanden jedenfalls im Schutze der Burg Libzi Fernhandelsmärkte zu den kirchlichen Hauptfestzeiten Ostern und Michaelis (September). 1458 kam noch ein Neujahrsmarkt hinzu. Mit ihm hat es seine eigene Bewandtnis. Der Rat der Stadt klagte über Schulden. Kurfürst Friedrich II., der „Sanftmütige", meinte, der Stadt am besten dadurch wieder auf die Beine zu helfen, indem er ihr das Recht verlieh, einen dritten Markt abzuhalten, nach Neujahr. Die Konkurrenten freilich, sahen das gar nicht gern, allen voran Halle. Es begann ein langwieriger Kleinkrieg, dem erst die kaiserlichen Messeprivilegien 1497 und 1507 ein Ende setzten. Urkunde und Siegel Maximilians stellten die drei Leipziger Märkte unter kaiserlichen Schutz. Doch damit nicht genug. Die kaiserlichen Privilegien gaben Leipzig das „Stapelrecht" und untersagten jeder anderen Stadt in einem Umkreis von 15 Meilen einen neuen Jahrmarkt zu gründen.

Wenn man die Papiere von 1497 und 1507 anschaut, kann man den Leipzigern getrost bescheinigen, daß sie recht erfolgreich mit den Obrigkeiten manipulierten. Denn sie fingen ganz klein an. Mit einer Bannmeile (Gerichtsbarkeit), so hatte Otto der Reiche, Markgraf von Meißen, festgelegt, als er (siehe Schöffenweistum) dem Burgort 1165 das Stadtrecht verlieh. Was mochte den Markgrafen Otto vor 800 Jahren zu diesem Schritt bewogen haben?

Lockte ihn die Aussicht, als verständnisvoller Landesherr zu gelten? Oder reizte ihn das einträgliche Geschäft? Denn was hatten die wandernden und fahrenden Händler nicht alles zu zahlen: Wege-, Geleit-, Markt- und Standgeld, Torgroschen und Waagegebühr, Zoll, Steuern, ein angemessenes Geschenk für den Gastgeber und Trinkgelder.

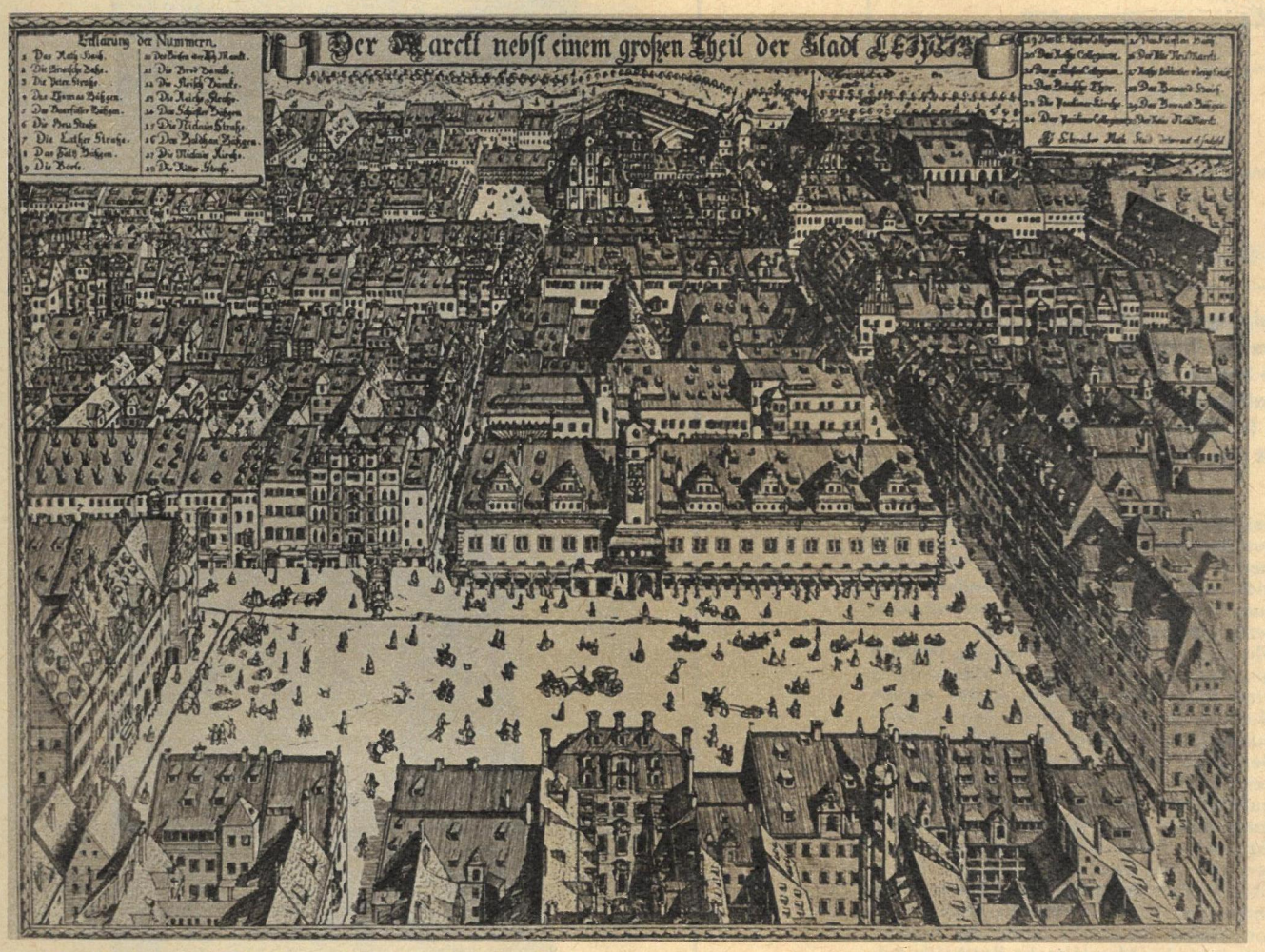
Vier Haupttore gestatteten den Zugang zur Stadt. Jeder Fuhrmann meldete sich beim Eingang. Er erhielt einen numerierten Torzettel, den er im inneren Tor beim Ratszöllner abzugeben hatte. Auf diesem Zettel waren „Tag des Einkommens, Zahl der Wagen, Name des Fuhrmanns, Ort der Abladung und Zahl der Pferde" vermerkt. Der Zöllner schrieb „sodann die Waaren nach dem Frachtbriefe, oder in dessen Ermangelung, nach des Fuhrmanns mündlichen Angaben, auf Thorzeddel, und der Thorwächter visitirt den Wagen nach diesem Zeddel, ob auch die Stücke angegeben sind. Wann dieses geschehen ist, so fährt der Fuhrmann auf den Markt vor die Wage, und in der Messe vor des Kaufmanns Gewölbe, oder vor den Gasthof, und giebt vor der Befragung, bei 20 Thaler Strafe kein Gut weg. Den Thorzeddel stellt er des Raths-Güter-Beschauer zu, welcher den Wagen nochmals visitirt und examiniert, ob die Stücke alle aufgeschrieben sind." Ein umständliches „Zeremoniell". Doch es verrät den scharfen Geschäftssinn der Leipziger. Sie behielten stets die Kontrolle über die ein- und ausgeführten Güter, und es entging ihnen keine der Abgaben, die reisende Händler zu entrichten hatten. Wer die Zahlungsfrist von 14 Nächten überschritt, wurde rücksichtslos gepfändet, und zwar in voller Höhe des Warenwertes und mit Hilfe eines landesherrlichen Fronboten. Das beschleunigte die Abwicklung der Geschäfte.

Fest steht, daß Leipzig schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts ein Handelsplatz war, den auch zahlreiche fremde Kaufleute besuchten. Im 14. Jahrhundert galt Leipzig unter den Marktstädten Sachsens bei weitem als die bedeutendste. 100 Jahre später war es einer der wichtigsten Stapelplätze und brach allmählich das Übergewicht der süddeutschen Handelsstädte. Der Aufschwung dauerte fort, als der Niedergang der großen italienischen Handelsstädte infolge der Entdeckung Amerikas einsetzte, als reiche holländische Kaufleute nach Leipzig einwanderten, um sich den Verfolgungen Herzogs Albas zu entziehen. Sie brachten mit ihrem Vermögen auch ihre Geschäftsverbindungen.

Der wirtschaftliche Aufstieg Leipzigs wäre aussichtslos gewesen, hätte der Stadt und ihren Messen nicht schon frühzeitig ein gewichtiger moralischer Faktor zur Seite gestanden. 1268 sicherte Dietrich von Landsberg, der damalige Landesherr Leipzigs, in einer Urkunde den auswärtigen Kaufleuten auf dem Wege zur Leipziger Messe sogar freies Geleit für ihre Person und Waren für den Fall zu, daß sie mit ihren Landesherren in Fehde lagen. Jahrhunderte hindurch blieb dieses unumstößlicher Grundsatz. Zwei brachen ihn: Napoleon, der seinen Leipziger Stadtkommandanten Macon anordnen ließ am

Der Kauffmann.

Ich aber bin ein Handelsmann/
Hab mancherley Wahr bey mir stan/
Würtz/Arras/Thuch/Wolln vñ Flachß.
Sammae/Seiden/Honig vnd Wachß/
Vnd ander Wahr hie vngenannt/
Die führ ich eyn vnd auß dem Land/
Mit grosser sorg vnd gfehrlichkeit
Wann mich auch offt das vnglück reit.



Der Markt um 1700. Unter den Arkaden des Rathauses handelten die Buchhändler ihre Ware aus Fässern.

Nachricht,
An welchen Tagen und Stunden sämtliche Posten in Leipzig
Abgehen und Ankommen.

Sonntag.

1.	Die Hamburger und Holländer Reutende Post.	Morgen	7 Uhr	Die Dresdener Reutende.	Früh.
2.	Hällische oder Holländische Ulmische Reut. u. Fahrend zugleich		7 Uhr	Prager Post-Kutsche	Vormittag.
3.	Jenische oder Frankfurther Fahrende	Morgens	7 Uhr	Cassler, und Holländer fahrende.	Nachmittag.
4.	Erfurther Fahrende	Mittags	11 Uhr	Hällische mit Holland. fahrend.	gegen Abend.
5.	Dresdener Bautzner Fahrend. auch die Wiener Reut. zugleich		11 Uhr	Freyberger fahrende.	gegen Abend.
6.	Berliner Kutsche	Mittags	11 Uhr		

Montag.

1.	Die neue Hamburger, und alte Holländer reutende	Morgens	7 Uhr	Die Frankfurth-Nürnberg- und Italiäner reutende zugl.	Früh.
2.	Hällische Fahrende	Morgens	8 Uhr	Dresdener Post-Kutsche	Mittags.
3.	Fremberger und Dresdener über Rossen Fahr.	Mittags	11 Uhr	Nürnberger Reutende.	Nachmittags.
4.	Frankfurther Reutende	Nachmittags	3 Uhr	Cassler fahrende	Nachmittags.
				Berliner fahrende. und von Prepsch	gegen Abend.
				Zerbster fahrende.	gegen Abend.
				Hällische fahrende.	gegen Abend.
				Blanckenburg Braunschweig. Kichen-Kutsche	Abends.

Dienstag.

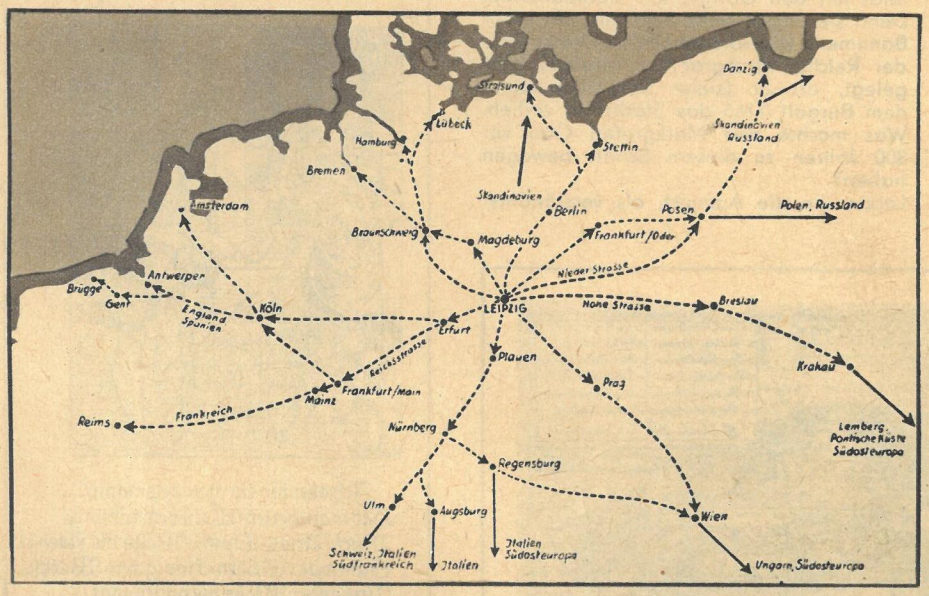
1.	Die Hällische Fahrende.	Morgens	8 Uhr	Die Nürnberger über Schleich. fahrend.	Früh.
2.	Nürnberger Reutende	Vormittags	10 Uhr	Berlauer oder Pohlnische neue Reutende.	Morgens.
3.	Seraner durch Nieder-Lausitz fahrende	Mittags	11 Uhr	Nürnberger fahrende, über Hof	Vormittags.
4.	Hamburger Fahrend über Magdeburg	Mittags	11 Uhr	Dresden. Prag- und Wiener Reutend.	Vormittags.
5.	Nürnberg u. Schleusinger fahrend über Sahlfeld	Mittags	11 Uhr	Erfurther fahrende.	Mittags.
6.	Jenaische Eisenacher Post-Kutsche	Mittags	11 Uhr	Magdeburg oder Hamburger fahrende.	Mittags
7.	Annaberger fahrende	Abends	5 Uhr	Clevische Reutende.	Mittags.
8.	Dresdener Reutende	Abends	7 Uhr	Annaberger fahrende.	Mittags.
9.	Cassler Reutende	Abends	7 Uhr	Hällische fahrende.	gegen Abend.
10.	Zerbst und Magdeburg auch Berliner fahrend.	Abends	8 Uhr		
11.	Die neue Breslauer und Warschauer Reutende	Abends	8 Uhr		

Mittwoch

Messe-Postzettel aus dem Jahre 1725. Die Engländer und Flamen (links) reisten 150 Jahre früher noch weit unbequemer.

18. 10. 1806, binnen 24 Stunden alle englischen Waren in den Niederlagen und Kaufgewölben zu erfassen und zu versiegeln. Und der deutsche Kaiser Wilhelm, der nach Ausbruch des 1. Weltkrieges 1914 die Ausstellungsstücke der Gegner Deutschlands auf der ersten „Bugra"-Messe als „Feindesgut" beschlagnahmte.

Die Beharrlichkeit der Leipziger Messe ist traditionell. Seit ihren Anfängen im 12. Jahrhundert war sie mannigfachen Widrigkeiten ausgesetzt. Kriegerische Ereignisse standen ihr hemmend entgegen. Aber zum Erliegen ließ sich die Messe nicht bringen. Leipzig besaß stets eine unverwüstliche Lebenskraft. „Die Meß ward getan, gleichwie Feldschlangen im Sächsischen ballerten", lautet eine zeitgenössische Überlieferung. Rascher als das flache Land erholten sich die Städte. Die Leipziger Messen erlangten bald wieder ihre frühere Bedeutung. Ausländer, die nach Leipzig kamen, staunten über die Menge der Menschen und Güter, die zur Messe in der verhältnismäßig kleinen Stadt – erstmalig die Leipziger Messe. Der Besucherstrom aus Rußland und Polen schwillt an. Neue Produktionszweige treten ins Messegeschäft ein. Die „Leipziger Zeitung vom 4. May 1710" kündigt das erste Messeangebot von Meißner Porzellan in einer umfangreichen Nachricht an: „Nunmehr hat man die Königl. und Churfürstl. neuen Manufacturen zu Dreßden, im blauen Engel allhier eröffnet, welche gantz ungemein und von vortrefflicher Schönheit sind, und täglich starck besuchet werden. Es bestehen aber dieselben in folgenden Arthen der Gefäße: Erstens findet man Geschirre als Tisch Krüge, Thée Bottgens, Türckische Caffée Kannen, Bouteillen, und andere zum Gebrauch und Aufsetzen nützliche Sachen, von dunckeln und hochrothen Farben." Doch die Nachfrage entsprach nicht den Erwartungen. Die Hälfte des Ausstellungsgutes mußte man dem riskanten Rücktransport überantworten. Das feudale Publikum hatte sich unter Porzellan eine Ware vorgestellt, die mindestens der ostasiatischen glich, und verhielt sich äußerst zurückhaltend. Erst als im Jahre 1713 weißes und goldemailliertes Porzellan nicht nur zum Anschauen, sondern auch zum Verkauf ausgestellt worden war, besserte sich merklich der Absatz.



Von den Schöffen, die um 1215 den Leipzigern nachträglich Stadtrecht bewiesen, existiert nichts mehr. Geblieben ist die von ihnen „für ewig" sanktionierte Messe. An der zentralen Lage Leipzigs, hier auf einer alten Karte fixiert, hat sich schließlich nichts geändert. Im Gegenteil, mehr denn je steht heute das „MM" im Mittelpunkt des Welthandelsgeschehens.

Leipzig zählte 1700 noch keine 30 000 Einwohner – in den engen Gassen und den tiefen Handelshöfen zusammenströmten. Die vielen Messeverkäufer, die aufgeschlagenen Budiken, Kramläden und Stände, das unaufhörliche, bis in die späte Nacht fortwährende Geräusch, das die Schleifen der Kaufleute verursachten (Schleifen waren Transportgeräte. Sie bestanden aus zwei Kufen, die durch Querhölzer verbunden waren), machten das sonst ruhige Leipzig lärmerfüllt. „Du glaubst gar nicht, wie sehr man in dem tollen Gedränge sich vorsehen muß", schrieb 1799 ein reisender Edelmann an seinen Berliner Freund, „wie nöthig es ist, auf seine Uhr, Börse und Schnupftücher ein stets wachendes Auge zu haben."

Allzu breit waren die Straßen in Leipzig ohnhin nicht. Wieviel Platz kann da schon sein, wenn in einem Raum von 14 Ellen (1 sächsische Elle = 56,64 cm) – so breit waren ungefähr die meisten Straßen – noch zwei Budenleute einander gegenüberstehen, deren Behältnisse zusammengenommen eine Breite von 8 Ellen ausmachten. Nirgends aber, in keiner Straße war das Drängen und Treiben ärger, nirgends war der Raum enger und das Gehen beschwerlicher und gefahrvoller, als im Brühl.

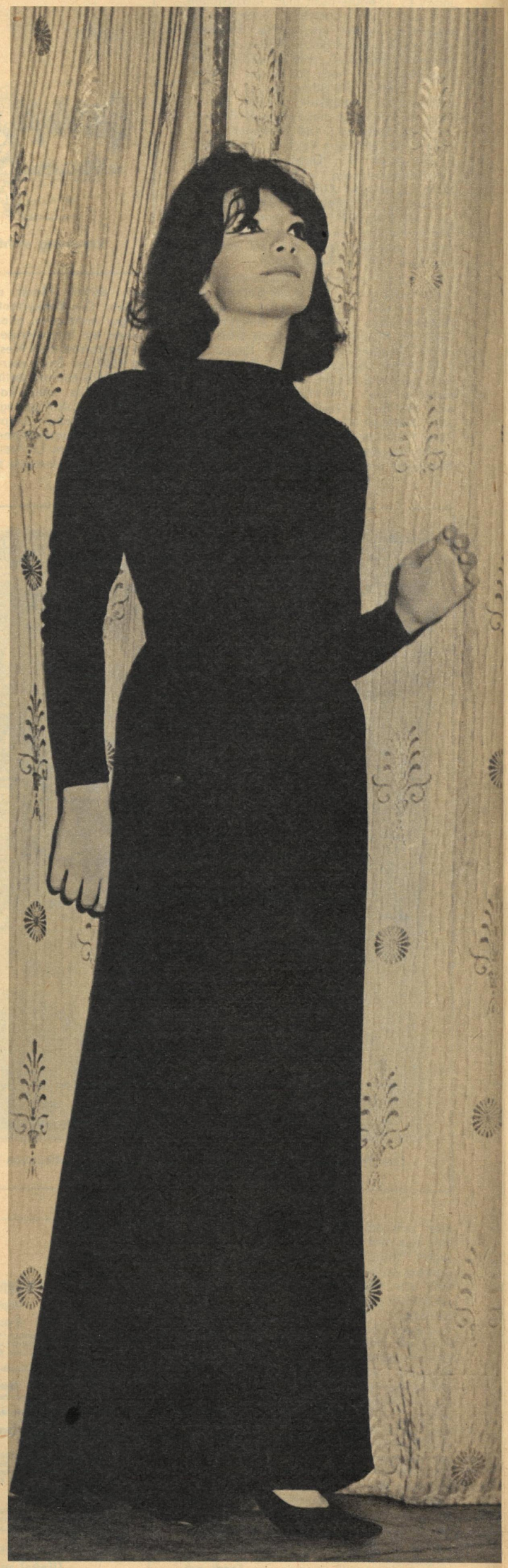
In der damals geräumigsten und weitesten Straße war der wenigste Platz. Zum Teil rührte das von der stattlichen Zahl der Gasthöfe am Brühl her. Zum Teil aber auch von den Wagenburgen, die dort während der Messezeit entstanden. Ein Heer von Rädern und Deichseln war dicht ineinander geschoben. Glocken läuteten die Messen ein und aus. Während dieser Zeit (sieben Tage), durfte verkauft werden. Die Kaufleute überschritten jedoch diese Frist meist. Gegen diese Unsitte richtete sich das Patent des Rates von 1752. Es untersagte den Einzelverkauf vor dem Einläuten, erlaubte aber, drei, vier Tage vor dem Einläuten der Messe den Engros-Verkauf zu beginnen.

Um 1700 überholte Leipzig im Messehandel und im Buchhandel seinen letzten Nebenbuhler, Frankfurt am Main. 1712 besuchte Peter der Große von Rußland

Mit dem wirtschaftlichen Aufstieg Leipzigs ging um die Mitte des 18. Jahrhunderts eine Blüte der geistigen Kultur einher. Noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts hatten zwei der größten Söhne der Stadt, Thomasius und Leibniz, an der Leipziger Universität keine Stätte für ihr aufklärendes Wirken finden können. Ein Jahrhundert später kehrten Gottsched und Gellert in die Stadt zurück und beeinflußten von hier aus nachhaltig das literarische Leben in ganz Deutschland. Bach wirkte von 1723 bis 1750 als Thomaskantor, Robert Schumann lehrte am Konservatorium, das Mendelssohn Bartholdy mitbegründet hatte. Lortzing komponierte in Leipzig seine weltbekannten Opern, Schiller dichtete 1785 hier sein „Lied an die Freude". Goethe studierte 1765/68 in Leipzig. Als 16jähriger von der Leipziger Messe beeindruckt, schreibt er im sechsten Band von „Wahrheit und Dichtung": „Als ich in Leipzig ankam, war gerade Messzeit, woraus mir ein besonderes Vergnügen entsprach, denn ich sah hier die Fortsetzung eines vaterländischen Zustandes vor mir, bekannte Waren und Verkäufer, nur an anderen Plätzen und in einer anderen Folge. Ich durchstrich den Markt und die Buden mit vielen Anteil; besonders aber zogen meine Aufmerksamkeit an sich in ihren seltsamen Kleidern jene Bewohner der östlichen Gegenden, die Polen und Russen, vor allem aber die Griechen."

Leipzig wurde zu einer weltbekannten und weltoffenen Stadt. Vom entscheidenden Schritt von der Waren- zur Mustermesse; vom Aufstieg der Stadt zum „Mekka des Handels"; vom Ende der Messetätigkeit im faschistischen Krieg und von der Zerstörung der Pleißestadt durch anglo-amerikanische Bomber im Jahre 1943 berichtet die Fortsetzung „Mutter aller Messen" im nächsten Heft.

FOTOS: LEIPZIGER MESSEAMT

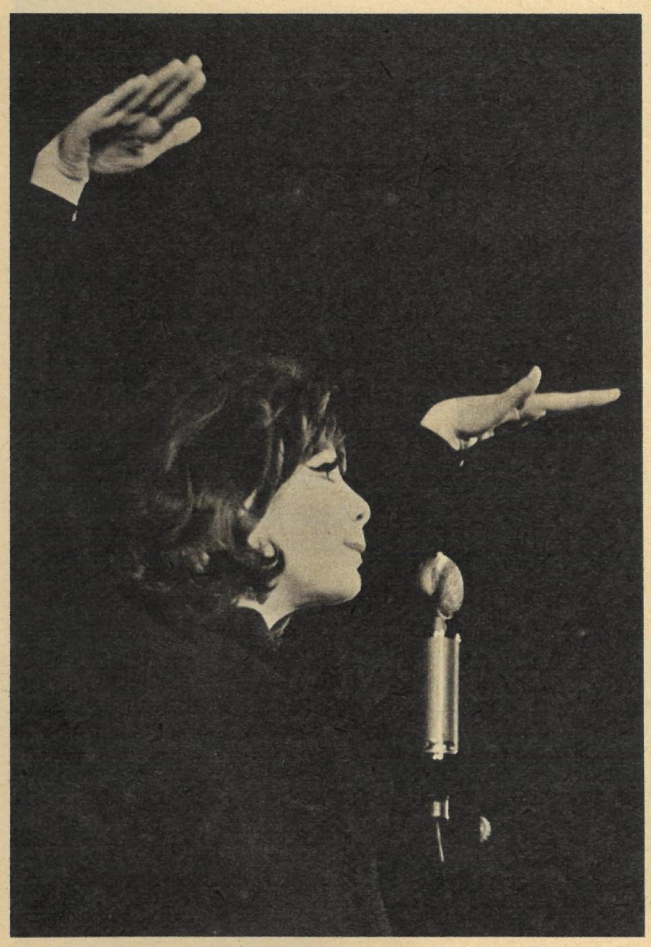


merci Gréco

Der größte Zauber geht von der Kunst dieser Frau aus, vom unvergeßlichen Timbre ihrer dunklen, ausdrucksfähigen Stimme, von der sprechenden Gestik ihrer Hände, vom Reichtum ihrer das letzte aus sich herausholenden Gestaltungskraft. Schwarz und schlank steht sie auf der Bühne und singt von Liebe und Tändelei, von Schönem und Ungerechtem im Leben. Manchmal sagt sie ihren Landsleuten, wie sie leben und wie sie leben sollten, und dies und das ihrer Lieder wird von Millionen nachgesungen. Sie ist gefühlvoll und ironisch, ausgelassen und anklagend, verführerisch und verschlossen, und sie ist immer wieder die einmalige Gréco. Die „Schwarze Sonne Frankreichs" hat man sie genannt. Jean-Paul Sartre und Françoise Sagan haben ihr Texte und Rollen geschrieben, sie singt Chansons von Joseph Kosma, Léo Ferré, Jacques Prévert, Charles Aznavour, Jacques Brel, sie singt aus Brechts „Dreigroschenoper" und „Mutter Courage". „In ihrer Kehle aber", so sagt Jean-Paul Sartre, „leben Millionen von ungeschriebenen Liedern." Welche Texte bevorzugen Sie? wurde sie in Dresden gefragt. „Die guten." Und in welchen Sprachen singen Sie? „In meiner eigenen."

Nach Edith Piafs Tod gilt Juliette Gréco als die bedeutendste lebende Chansonsängerin Frankreichs. Das will etwas heißen in einem Lande, in dem das Chanson zum Alltag des Volks gehört wie das Weißbrot und der Rotwein. Zehn Jahre dauerte es, ehe aus der unbekannten Pariser Telefonistin die weltweit anerkannte Diseuse wurde. Stationen ihres Weges waren die kleine Kneipe „Tabou" in der Rue Dauphine und der Keller „Rose Rouge" in der Rue de Rennes, die durch sie Weltberühmtheit erlangten, zu ihren Weggenossen gehörten zahlreiche der ersten Künstler Frankreichs, darunter Simone Signoret, Jean Marais, Jean Cocteau. Auch Film und Theater halten immer wieder Aufgaben für sie bereit.

Im Kriege gehörte die Familie Gréco der Résistance an, und Juliette wurde, damals noch ein Kind, von den faschistischen Okkupanten deportiert, mißhandelt, eingekerkert. Es war für sie nicht leicht, später den Weg nach Deutschland zu finden. Doch sie unterscheidet zwischen denen, die die Verbrechen begangen haben, und denen, die nichts damit zu tun hatten, insbesondere der Jugend. Nun kam sie erstmals in die DDR. „Warum sollte ich nicht hier sein?" sagte sie vor Dresdner Journalisten. Und: „Für mich sind alle Menschen gleich, ob in Japan oder hier bei Ihnen." Sie kam zu uns mit der Erwartung, glücklich zu sein. Glücklichsein bedeutet für sie: Menschen ohne Vorurteile kennenlernen, mit denen sie sprechen kann.

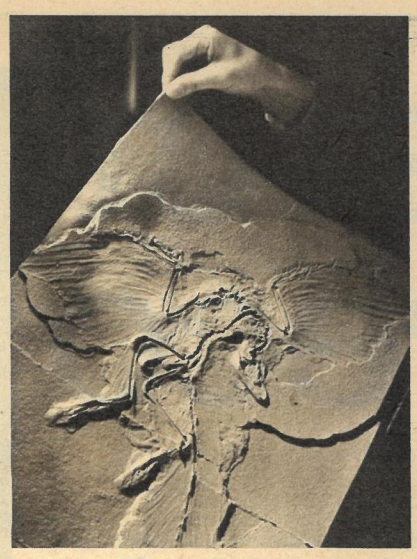


Als die Stille, mit der das Publikum in Dresden, wo sie ihre DDR-Tournee eröffnete, ihren Chansons lauschte, schließlich in einen Sturm des Jubels umschlug, war sie zutiefst bewegt. Das ging weit über ihre Erwartungen hinaus, und so schrieb sie den zahlreichen Autogrammjägern ihr glückliches „Merci" ins Programmheft. Aber auch die Erwartungen der Dresdner, obwohl hochgespannt, wurden übertroffen, und so nahm auch sie das „Merci" Tausender mit in ihre Heimat und ein ebenso herzliches wie freundschaftliches „Adieu und Auf Wiedersehen, Juliette ".

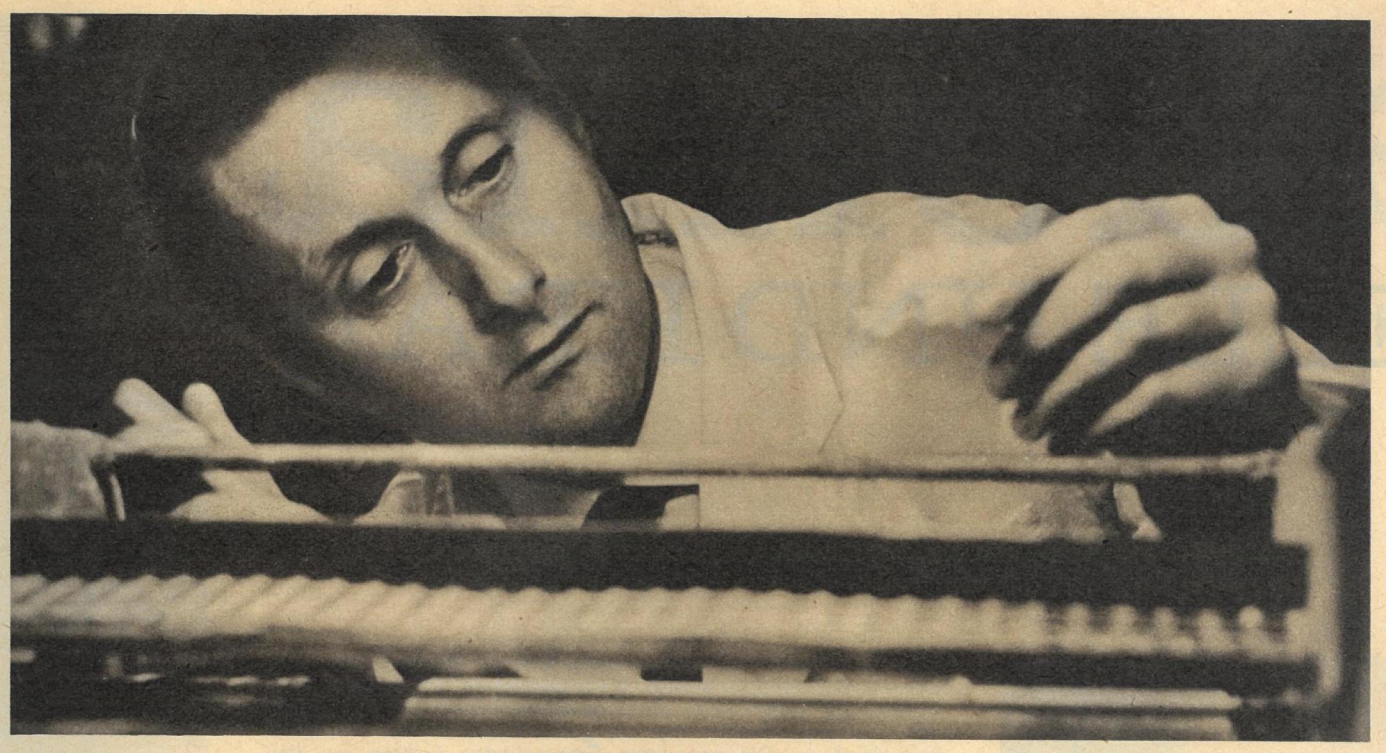
merci
Gréco

FOTOS: THIENEL, HÖHNE-POHL, ZENTRALBILD
TEXT: LOTHAR EHRLICH

DURCH EINEN „CHEMISCHEN GRENZGÄNGER“ ENTSTANDEN:

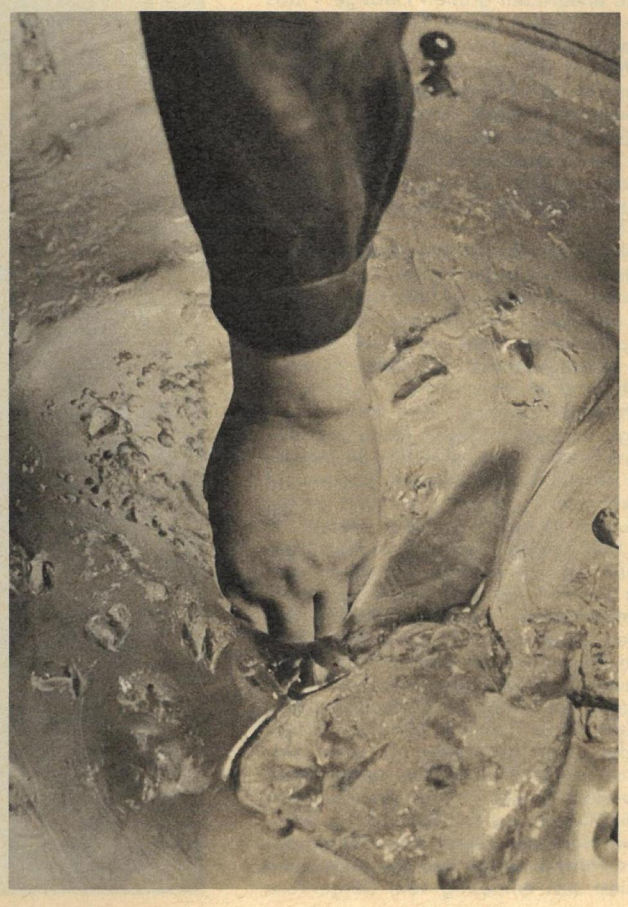


DIE ZWEITE HAUT DES ARCHÄOPTERYX



Dr. Rösler, Institut für Silikon- und Fluorkarbonchemie, maßgeblich an der Entwicklung des Silikongummis beteiligt. Von 1956 an wurde sie betrieben, 1963 begann die Pilotanlage in Nünchritz zu arbeiten.

Silikonkautschuk wird aus einer destillierten und anschließend verseiften Flüssigkeit gewonnen, die dann hochpolymerisiert wird (die Bausteine aneinandergehangen). Silikonkautschuk ist eine glasklare, farblose und zähe Masse. (Bild links).



Flatterhaft sind Silikonerzeugnisse. (Links Platten aus Silikongummi.) Ständig an den Grenzen des Anorganischen zum Organischen pendelnd, nehmen sie als chemische Zwitter eine Zwischenstellung ein. Es sind polymere Stoffe, d. h., sie lassen sich unter einer Voraussetzung zu Riesenmolekülen zusammensetzen: Silizium – Grundbestandteil aller Silikone – muß sich als Molekülbaustein ständig mit Sauerstoff abwechseln. Da der Chemiker den organischen und anorganischen Anteil in den Silikonen stark verändern kann, ergibt sich eine breite Anwendungspalette. Sie reicht von Silikonölen über -kautschuk bis zu -harzen. Auf den anorganischen „Erbteil" ihres Charakters buchen die Silikone Wärme- und Kältebeständigkeit, während die Kunststoffeigenschaften auf organische Anlagen zurückzuführen sind. Hohes elektrisches Isolationsvermögen und das Nichtmischen mit organischen Stoffen rundet die Silikonkurzbiographie.

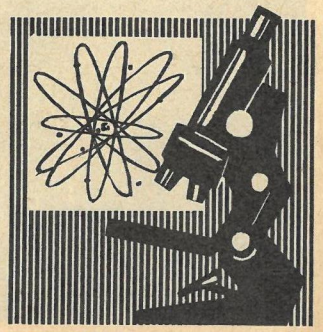
Wenden wir uns dem jüngsten Silikonkind, dem -gummi, zu. Obwohl vor 1939 bereits in ersten Entwicklungen vorliegend, wurde Silikongummi zunächst nach 1945 durch zunehmende Technisierung begehrt. Alleinige Hersteller waren USA, England und Westdeutschland. Wir selbst blieben auf Importe angewiesen und bekamen einen Nachteil des Silikongummis zu spüren – seinen hohen Preis. Im Industrieinstitut für Silikon- und Fluorkarbonchemie (Dresden-Radebeul) begannen in den 50er Jahren Wissenschaftler die Silikonlücke zu schließen. Zuerst Öle und Lacke herstellend, gelang es Dr. Rösler, unter der Institutsleitung von Prof. Dr. Richard Müller (NPT), Silikongummi zu entwickeln. Im VEB Chemiewerk Nünchritz wurde die Pilotanlage errichtet. Produktionsbetrieb und Institut haben ein Ziel: Anschluß an den internationalen Stand der Silikonproduktion zu finden und in beschränktem Umfang spezielle, einmalige Sorten zu entwickeln. Eine Alternative, der Forderung und Lage unserer Wirtschaft genau entspricht.

Was zeichnet Silikongummi im besonderen aus? Da wäre als wichtigstes seine Temperaturbeständigkeit. Silikongummi ist von minus 60 °C bis plus 180 °C belastbar. (Normaler Gummi von minus 20 °C bis plus 110 °C.) Kurzzeitig hält Silikongummi eine Hitze von plus 250 °C aus, Spezialsorten bleiben bis minus 100 °C elastisch. Neben diesen Eigenschaften nutzt man vor allem seine wasserabstoßende Wirkung, das dielektrische Verhalten und seine physiologische Reizlosigkeit aus. Die Industrie verwendet Silikongummi zum Dichten und Isolieren in der Kältetechnik, im Flugzeugbau, in der Elektrotechnik und Elektronik, beim Schiffbau, bei der Kabelherstellung und in den Fernsehkameras. Auch kann der gesamte HF-Teil (HF = Hochfrequenz) eines „Fernsehers" mit Silikongummi isoliert sein. Oder denken Sie an einen Düsenclipper, der in großen Höhen bei entsprechend niedriger Außentemperatur fliegt und dessen Türen mit Silikongummi abgedichtet sind. Hier wird gleichzeitig die wasserabstoßende Wirkung ausgenutzt, die eine Vereisung vermindert oder gar nicht erst eintreten läßt. Auch bei Raketentechnik und Weltraumfahrt kommt man ohne dieses Chemieerzeugnis nicht mehr aus. Vulkanisierter Silikongummi ist heiß sterilisierbar und physiologisch reizlos. Deshalb eignen sich Silikongummischläuche besonders für Blutübertragungsgeräte. Kaltvulkanisierten Silikongummi benötigt man als Abdruckmittel, wie zum Beispiel in der Dentaltechnik, der Kriminalistik oder der Archäologie. In letzterer ist auch der Archäopteryx zu Hause, ein Urvogel, ebenso alt (etwa 155 Millionen Jahre) wie selten (zwei Exemplare). Als Abdruck in den Solnhofener Schieferkalken gefunden und heute im Museum ruhend, wurden zu wissenschaftlichen Zwecken zahlreiche Gipsabdrücke angefertigt. Doch Gips wird hart, und beim Abschlagen kann eine Originalbeschädigung eintreten. Streicht man jedoch Silikongummi mit einem Vernetzungsmittel auf das Original, kann man die plastische Gummifolie (Bild links oben) abziehen, die dem Vogel wie eine zweite Haut anhaftet. Anschließend wird die erhaltene Form mit Epoxydharz ausgegossen, um wieder zu einem Positiv zu gelangen.

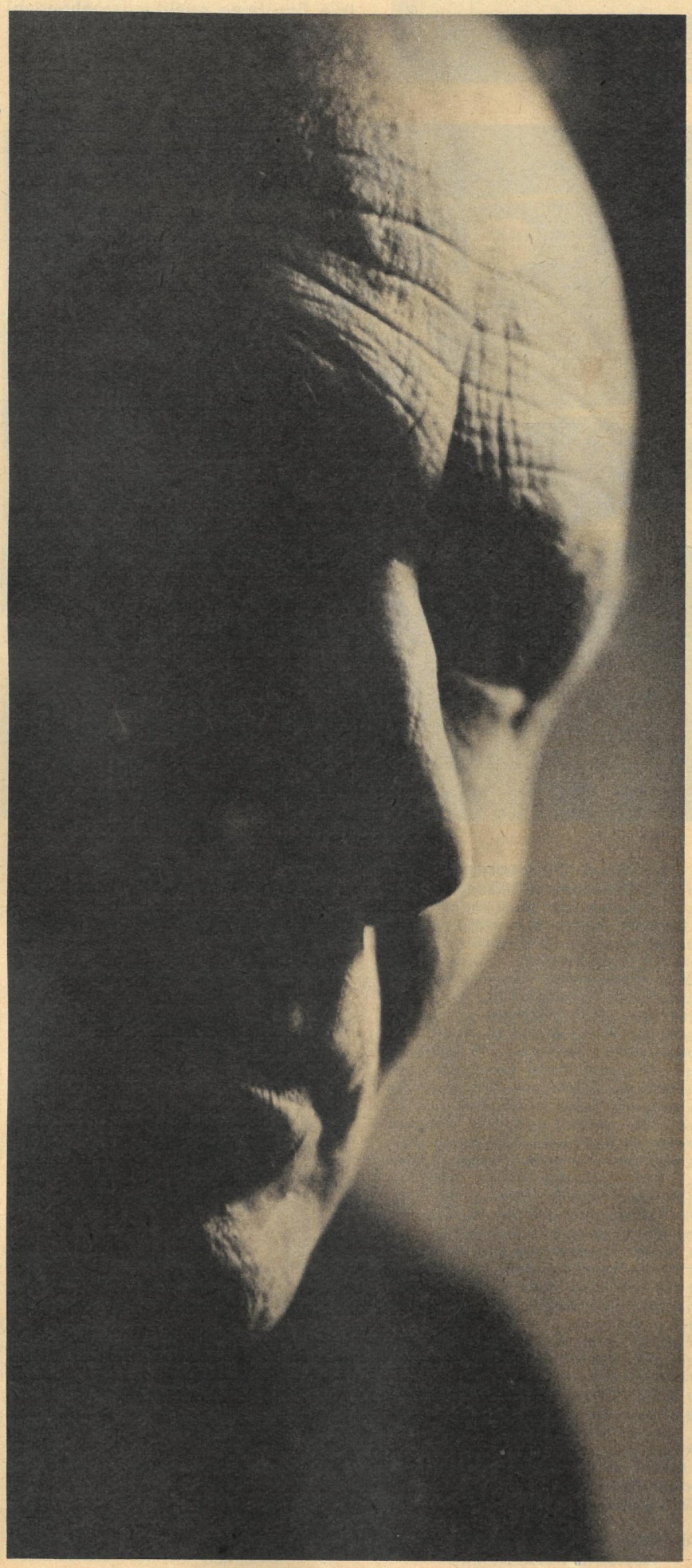
Im Perspektivplan und RGW sind vorgesehen, Silikongummi in Nünchritz zukünftig für den sozialistischen Markt und darüber hinaus für das kapitalistische Ausland zu produzieren. Sein Anwendungsgebiet, das in seiner vielfältigen Palette noch nicht vollständig erfaßt ist, wird dank der Arbeit des Institutes und des Produktionsbetriebes zur Vervollständigung unserer Volkswirtschaft beitragen.

REPORTAGE: PAUL FRIEDEMANN (BILD), WOLFGANG WINKLER (TEXT)

Die meisten Kunden verlangen Mischungen, die auf einer Walze zubereitet werden. Man mengt Silikonkautschuk mit Füllstoffen und Verteilern. Im VEB Teforma Berlin entstehen durch Vulkanisieren aus dem Silikonkautschuk Fertigteile, wie Dichtungsmaterial, Schläuche oder Platten. (Bild oben.)



Madonna
MIT KELLE UND KRAN



Nach alten (und nicht etwa deshalb), falschen Theorien unterscheiden sich Künstler ganz wesentlich von „normalen" Menschen. Walter Howard bot dafür einen eindrucksvollen Beweis: Im Jahre 1946 schlich er sich heimlich über die grüne Grenze in der Nähe von Bad Harzburg. Die erstaunten Grenzsoldaten fischten aus den Taschen des Übeltäters nicht die erwarteten grünen Heringe – das wäre damals „normal" gewesen –, sondern ganze Stöße Fotos und Zeichnungen heraus! Als Legitimation legte der eigenartige Grenzverletzer eine Notiz aus dem „Neuen Deutschland" vor: „Arbeiterkinder können sich zum Studium an der Hochschule für bildende Kunst in Berlin-Weißensee bewerben." Dank Tascheninhalt und ND-Ausschnitt überstand der künftige Bewerber Howard die kleine Vorprüfung an der Grenze. In Berlin-Weißensee überzeugten die durchgeschmuggelten Arbeitsproben. Der 35jährige Schriftsetzer und Betriebsratsvorsitzende aus Oldenburg verwandelte sich in einen Studenten der bildenden Künste.

Zehn Semester lang studierte Walter Howard in Weißensee – nach dem Diplom nahm ihn die „Deutsche Akademie der Künste" als Meisterschüler auf. Er lernte bei Gustav Seitz und Fritz Cremer. Seit vielen Jahren unterrichtet der ehemalige Schriftsetzer nun selbst. Das Atelier im Dresdner Vorort Radebeul sieht vor allem deshalb den Bildhauer viel zu selten. Zu selten jedenfalls für Walter Howard und seine Pläne. Augenblicklich arbeitet er an einem Auftrag für das neue Hochhaus der „Sächsischen Zeitung": fünf Reliefs zum Leben und Werk Franz Mehrings. Im Atelier liegen Fotos des großen Journalisten, zeitgenössische Zeichnungen, eine Geschichte der Arbeiterbewegung. Viele Male formte Walter Howard Szenen auf maßstabgerechten 6×12 cm kleinen Tonplatten, er fand immer neue Gestaltungsmöglichkeiten und verwarf sie immer wieder. Im letzten Entwurf passen sich die fünf Platten organisch in die vorgegebene Wand der Eingangshalle ein. Bei solchen Aufträgen muß sich die Arbeit des Bildhauers sinnvoll der Architektur zuordnen. „Die freundschaftliche Zusammenarbeit zwischen Architekten, Künstlern und natürlich auch den gesellschaftlichen Auftraggebern kann nicht früh genug beginnen. Besonders bei großen Projekten – wie zum Beispiel beim hochaktuellen Aufbau der Dresdner Innenstadt. In einem Atelier am Altmarkt beschäftigen sich deshalb schon seit Wochen vier Künstler mit dem Modell unserer künftigen Magistrale. Aufgefordert vom Rat der Stadt, erarbeiten sie eine bildkünstlerische Konzeption für das ganze Projekt! Sie suchen nach günstigen Standorten für die verschiedensten Formen der Kunst am Bau: angefangen beim Wandbild bis hin zur Großplastik ... Architekten allein können heute kaum noch den Zweck eines Gebäudes genau signalisieren. Vor einigen Jahrhunderten war das bedeutend leichter. Das Rathaus unterschied sich eindeutig vom Bürgerhaus

ZB-BESUCH BEI BILDHAUER PROFESSOR WALTER HOWARD:

und das Bürgerhaus von einer Schenke. Aber wie soll mit rein architektonischen Mitteln der komplizierte Begriff Entbindungsheim übersetzt werden? Der Künstler kann helfen – mit der Plastik einer Säuglingsschwester, natürlich mit möglichst viel Kindern im Arm, mit einem Fries oder einem Wandbild. Jeder Vorübergehende erkennt den Zweck des Gebäudes: Allgemeine und konkret menschliche Aussagen vereinigen sich in solchen Fällen zum Nutzen des Ganzen." Kunst am Bau, Zusammenarbeit Künstler – Architekten, Auftragswesen – das sind wichtige Themen für den Lehrstuhlinhaber Howard. Einen Teil der Baukosten für öffentliche Gebäude stellt der Staat für „Kunst am Bau" zur Verfügung, insgesamt mehrere Millionen Mark im Jahr. Über den Nutzeffekt dieses Geldes entscheiden auch die Baufachleute. In seiner Abteilung an der Technischen Universität unterrichtet Professor Howard zukünftige Architekten: „Ich möchte bildhauerische Grundkenntnisse und Denkmethoden vermitteln. Beispielsweise – wie ein plastischer Körper in geistiger und formaler Beziehung zum architektonischen Ensemble stehen muß. Wie Architekten Standorte für den Künstler zubereiten können..."

Walter Howard zerlegt in jeder Woche seine Stunden kunstgerecht in zwei Hälften. Die eine gehört der Universität, die andere dem Atelier. „Manchmal möchte ich die Jahre vordrehen – ich muß jetzt viele Pläne auf später verschieben." In seinem Atelier stehen fertige und noch nicht zu voller Reife getriebene Arbeiten: Plastiken seines Freundes Hermann Duncker, ein Thomas-Müntzer-Kopf, Porträtplastiken von Arbeitern, Arbeiterfiguren ... Das zentrale Thema auch seines bildhauerischen Schaffens ist die Darstellung des Arbeiters. „Dieses Thema kann kein Künstler bis zuletzt ausschöpfen! Schauen Sie sich die unzähligen bekannten Madonnenfiguren und Madonnenbilder des Mittelalters an: Ein Thema – tausendfach abgewandelt und fast immer interessant und bedeutend interpretiert! Die Gestalt des Arbeiters – das ist die ‚Madonna' unseres Zeitalters, die künstlerische Aufgabe unserer Zeit."

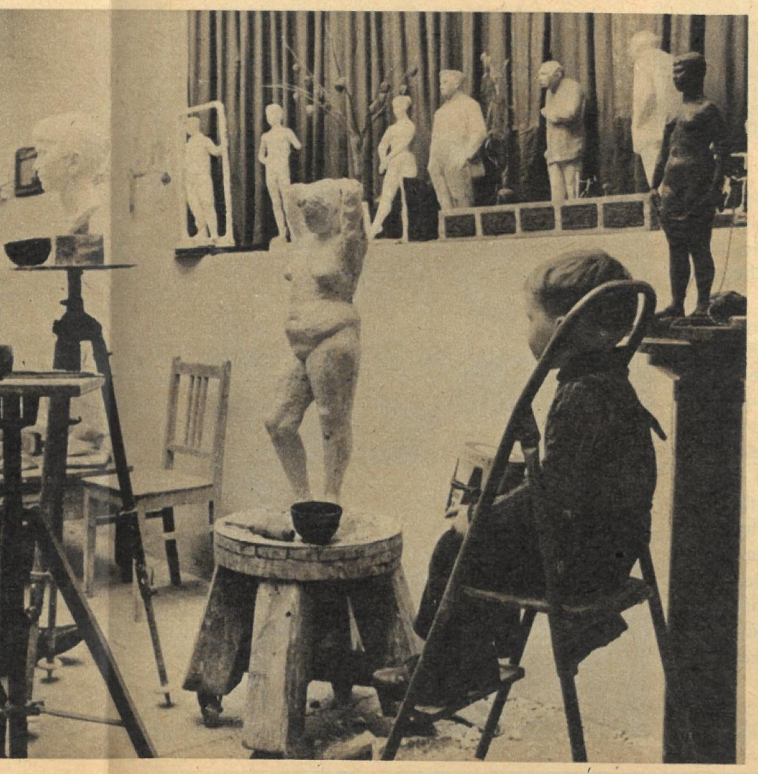
FOTOS: RICHARD PETER JUN. / TEXT: BLUTKE

„Bauarbeiter" unter der Säge: das

Howard junior und Vater: Mod

ter der Säge: das Gipsmodell wird für den Bronzeguß vorbereitet. Bei der Kunstausstellung sozialistischer Länder vertrat W. Howard mit einem „Thomas-Müntzer-Kopf" die DDR

und Vater: Modellsitzen – oft geübtes Geduldsspiel im Atelier



DAS PROFIL

Walter Howard
Professor für Bauplastik an der TU Dresden
55 Jahre alt
1931 – Mitglied der KPD
(2 Jahre Gefängnis wegen Vorbereitung zum Hochverrat – Bekanntschaft mit Hermann Duncker im KZ Brandenburg)
Hand- und Maschinensetzer von 1925 bis 1946
Nach dem Kriege Betriebsratsvorsitzender in einer Oldenburger Druckerei
Studium von 1946 bis 1951
Assistent und Dozent an der „Hochschule für bildende und angewandte Kunst" in Berlin-Weißensee
1963 Berufung nach Dresden
Kunstpreis der DDR – 1959 für eine Marx-Engels-Gruppe
Kunstpreis des FDGB – 1961 und 1964 (zuletzt für Plastik „Junger Bauarbeiter")

Kinderwagen und Kegel: Studentenarbeiten in Gips

...und Ihre Meinung?

Verbrechen, die Kriminalgeschichte machten ...

Ich kann die Meinung des Herrn Dr. Hanke, daß diese Fortsetzungsreihe für die Leser eine Zumutung ist, nicht teilen. Ebenso aufschlußreich sind die Berichte über begangene Naziverbrechen. Wie man sieht, wird mit diesen Menschen noch sehr human umgegangen. Vor zwanzig Jahren machte man ihren unschuldig hingemordeten, zum Teil vergasten Opfern erst gar keinen Prozeß. Auch über diese Verbrechen, die nun, der Bonner Politik nach, verjähren sollen, muß immer wieder geschrieben werden.

A. Márorá, Usti/ČSSR

... in welchem Licht betrachtet?

Die Aktualität einer Kriminalgeschichte wird doch nicht durch den Zeitpunkt der Veröffentlichung bestimmt. Sie geht auch nicht verloren, wenn andere Zeitungen schon „lang und breit" darüber berichteten. Herr Schwarz liest noch heute diese Geschichten „mit tiefer Erschütterung". Herr Piorek meint: „Man erfährt nun erst etwas Genaueres über diese Fälle." Hier wurden gesunde Ansprüche an die Kriminalliteratur unserer Zeit gestellt. Keine Massenfabrikation von Sensations- und Nervenkitzelgeschichten wird gewünscht. G. Prodöhls Kriminalgeschichten führen die nackte Wahrheit vor Augen. Er untersucht Ursache, Wirkung und Wechselbeziehung und erklärt dem Leser die wirkenden Fakten im Zusammenhang. Die Rolle der Justiz der Ausbeuterklasse, die die Verbrechen der „oberen Schichten" verschleiert, wird einem so richtig verständlich. Alles Faulende und Schlechte erfährt durch diese Justiz Schutz, während nach Frieden und Fortschritt Strebende von ehemaligen Nazirichtern in den Kerker gepfercht werden. Diese Kriminalgeschichten rütteln wach zum Kampf. In diesem Lichte sehe ich sie.

Hans Pietzarka, Berlin-Baumschulenweg

ZB-AUSKUNFT

Warum keine Algenforschung in unserer Republik?

Mit Ihrer Veröffentlichung über die Algenforschung in der ČSSR (zb Nr. 52/1964) haben Sie ein Thema aufgegriffen, das meiner Ansicht nach schon längst im Interesse der menschlichen und tierischen Ernährung in der DDR mehr Beachtung verdient hätte. Selbst der Laie kann etwa ermessen, welche Perspektiven die intensive Algenforschung für die tierische Ernährung in sich birgt, da doch der angegebene hohe Eiweißgehalt geradezu dazu herausfordert, mit einem entsprechend aufbereiteten Rohstoff auf Algengrundlage die Futterbasis zu ergänzen.

Wolfgang Reinelt, Wernigerode

Versuche zur Massenkultivierung geeigneter Algen laufen seit längerer Zeit in der ČSSR, in Japan, England, den USA sowie in anderen Staaten. In der DDR hat es ebenfalls Forschungen auf diesem Gebiet gegeben. Es gibt jedoch verschiedene Gründe, die einer volkswirtschaftlichen Nutzung der Algenzüchtung entgegenstehen:

1. Zur Zeit ist der Preis von Lebensmitteln aus Algen – verglichen mit anderen Nahrungsmitteln – zu hoch, die allgemeine Einführung der Algenzüchtung daher unökonomisch. Das liegt daran, daß für die Züchtung und Gewinnung größere Anlagen erforderlich sind und daß die Algen entbittert werden müssen. Da die bei uns herrschenden klimatischen Bedingungen für Algenzüchtung sehr ungünstig sind, würden weitere wesentliche Kosten durch die notwendige Bestrahlung und Wärmeregulierung entstehen.
2. Gegen die allgemeine Verwendung von Algen für die menschliche Ernährung spricht die herkömmliche Geschmacksrichtung: Verglichen mit Fleisch, Milch, Fisch, Eiern oder anderen Lebensmitteln wird der Geschmack und die Beschaffenheit der Algen auch bei deren Vorbehandlung dem Verbraucher weniger oder gar nicht zusagen.
3. Gegen die Verwendung in der Tierernährung spricht der zu hohe Preis; es gibt wesentlich billigere Futtermittel mit gleichen oder ähnlichen Qualitätseigenschaften (Fischmehl, Magermilchpulver, Soja).

Weiterhin sei bemerkt, daß im Rahmen des RGW eine Arbeitsteilung auch in der Forschung für zweckmäßig gehalten wird; da unsere Kollegen in der ČSSR sich mit der Frage der Algenzüchtung befassen, ist es nicht nötig, das im jetzigen Stadium auch in der DDR zu tun.

Dr. H. Haenel,
Deutsche Akademie der Wissenschaften
Institut für Ernährung, Potsdam-Rehbrücke

ZU UNSEREM TITELBILD

ma kriminal ma musical

EROTISCHES BIEST.
In den Fernsehkrimis hatte sie meistens verführerischer Lockvogel der verruchten Gangster zu sein. Ein Vamp aus dem Bilderbuch (oben).

QUIRLIGE GÖRE.
Das Talent fürs Tanzen hat sie vom Friedrichstadt-Palast mitgebracht, wo sie einst „dritte von rechts" war. Doch erst das Schauspielstudium öffnete die Fernseh-Tore.

LIEBENSWERTER BACKFISCH.
In verschiedenen Operettensendungen zeigte sie sich jugendlich keck und nach dem strapazierten Motto dieses Genres: immer nur lächelnd.

Es sind nicht immer nur die großen Namen, die zum Gelingen eines Theater- oder Fernsehstückes beitragen. Jede kleine und kleinste Rolle muß richtig besetzt und „voll da sein". Im Nachspann einiger Televisionssendungen war in den letzten Jahren der Name Jutta Klöppel zu finden, mal bei den Hauptakteuren, mal bei den Chargen. Die Adlershofer Regisseure haben der jungen Darstellerin schon eine Reihe Rollen übertragen. Jutta Klöppel zeigte sich in den ersten Aufgaben nach bestandener Schauspielprüfung „kriminell". In „Mord A.G." und „Aktion Koh-i-noor". Sie mimte dort durchtriebene Unterweltbräute, letzthin in „Doppelt oder nichts" eine exaltierte Millionärstochter. Ihrer tänzerischen Ausbildung kommen die vielen musikalischen Inszenierungen entgegen vom „Armen Jonathan" bis zum demnächst über den Bildschirm laufenden „Messeschlager Gisela". Wie gesagt, es sind nicht immer nur die bekannten Namen ...

FOTOS: THAL

TATSACHENBERICHT

Verbrechen DIE KRIMINAL-GESCHICHTE MACHTEN 1961 22

VON GÜNTER PRODÖHL

Die Spur führte nach Mexiko

Mit der Verhaftung des ehemaligen Afrikaministers, Rauschgiftschiebers und Mädchenhändlers Paul Ferraty, der zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt wurde, kam eine Lawine ins Rollen. Bei der Verfolgung aller Nebenspuren der Verbrechen Ferratys wurde der größte Massenmord der Nachkriegs-Kriminalgeschichte aufgedeckt. In Mexiko kam die Polizei einem Bordellunternehmen auf die Spur, das seit zehn Jahren von Prostitution und Mord lebte. An der Spitze des Verbrecherrings standen die Bordellbesitzerinnen Delfina und Maria de Jesus Gonzales.

Auf ihrer ‚Engelsranch' entdeckte die Polizei ein Todeslager dort gefangen gehaltener Prostituierter, die bei kleinsten Vergehen gegen die Bordellordnung oder wenn sie krank, schwanger oder sonstwie nicht mehr für die Prostitution verwendbar waren, zu Tode gefoltert, erschlagen oder oft auch bei lebendigem Leibe verbrannt worden waren. Auf der Farm der ‚Hijas del Diablo', der Teufelstöchter, wie die Mörderinnen von der empörten Bevölkerung inzwischen beschimpft werden, wurden die Mädchen, die aus den ärmsten Kreisen der Bevölkerung des Landes stammten und bis auf wenige Ausnahmen weder lesen noch schreiben konnten, systematisch auf ihr Unzuchtsgewerbe gedrillt. Zu fünft in kleine, vor Schmutz starrende Zimmer gesperrt, erhielten sie am Tage nur eine dürftige Mahlzeit, dafür aber regelmäßig Alkohol und Rauschgifte. Für ihre ‚berufliche Ausbildung' hatten die Schwestern Gonzales eigens zwei ‚Chauffeure' engagiert. Nach einigen Monaten wurden die hübschesten und geeignetsten der Mädchen an andere Bordelle oder ins Ausland verkauft. Die Preise lagen zwischen 200 und 500 Mark je Freudenmädchen. Für den Sklavenhandel ungeeignete Mädchen wurden von den Schwestern Gonzales umgebracht. Bisher konnte die Polizei die Leichen von 30 Mädchen und Säuglingen ausgraben."

Eine ausführlichere Schilderung des ganzen Ausmaßes der aufgedeckten Scheußlichkeiten verbietet sich von selbst. Hinzugefügt muß nur noch werden, daß die beiden „Teufelstöchter" am 17. Oktober 1964 von einem mexikanischen Gericht wegen achtzigfachen Mordes zu je 40 Jahren Zuchthaus verurteilt wurden. Das ist die schwerste Strafe, die das mexikanische Gesetz kennt. Neunzehn weitere Angeklagte, die an den Verbrechen der Schwestern Gonzales beteiligt waren, erhielten Freiheitsstrafen von einem bis zu fünfunddreißig Jahren. In der Begründung des Urteils stellte das mexikanische Gericht ausdrücklich fest: „Die Angeklagten konnten die unfaßbaren Verbrechen zehn Jahre lang ungehindert betreiben, weil sie die mit der Bekämpfung der Prostitution und des Mädchenhandels beauftragten Polizei- und Gerichtsverwaltungsbeamten an dem Erlös ihrer Geschäfte prozentual beteiligt hatten. Zum Schutz ihrer Bordelle hatten die Schwestern Gonzales einen aktiven Armeehauptmann Zuninga und fünf Soldaten eingestellt, die von ihnen ein festes Monatsgehalt erhielten."

Bleibt nur noch die Frage: Wie konnten solche geradezu mittelalterlichen Verbrechen im zwanzigsten Jahrhundert geschehen? Erstaunlicherweise unternahm die westdeutsche Illustrierte „Stern" zumindest den Versuch einer Erklärung, indem sie unter anderem schrieb: „. . . Armut, erbarmungslose Not eines großen Teiles der Bevölkerung wurde hier ausgenutzt. Wir haben bei den Schwestern Gonzales herumgestöbert. Wir sahen Gebeine, verscharrte Mädchen, verbrannte Neugeborene. Wir fanden auch heraus, wie so etwas möglich ist: Zahlungsanweisungen an Offiziere, Richter, Anwälte. Für lumpige 200 Pesos im Monat, für den Hungerlohn eines Landarbeiters deckten und förderten sie die Geschäfte und Verbrechen der Sklavenhändlerinnen. Aber so ist es nicht nur in Mexiko, so ist es in ganz Südamerika. Überall dort, wo Millionen Menschen Diebe werden müssen und Verbrecher, Huren und korrupte Beamte, wenn sie nicht Hungers sterben wollen. Noch bekommen die reichen Nationen in armen Ländern alles billiger: Gummi, Erdöl, Recht und junge Mädchen. Wie lange noch? Das Geschäft mit der Armut geht steil bergab. Überall auf der Welt organisieren sich die Armen politisch. Und bald werden wir erfahren, was die Armut aus den Armen gemacht hat. Und dann gewiß nicht mehr aus Bordellskandalen." –

Der „private Unglücksfall" des Paul Blomert

Der als Selbstmord kaschierte Mord ist das am meisten benutzte Grundmotiv der Kriminalliteratur. Der Cheflektor eines großen amerikanischen Verlages hat darüber statistische Untersuchungen angestellt und zusammenfassend behauptet: in 47,9 Prozent aller bisher veröffentlichten Krimis waren am Anfang der Handlung Erschossene, Erhängte, Vergiftete, Ertrunkene oder sonstwie ums Leben gekommene Personen, die (in 36,2 Prozent durch hinterlassene Abschiedsbriefe, in 11,7 Prozent durch besonders geartete Umstände) beim Leser zunächst den Anschein erweckten, daß sie selbst aus eigenem Willen Hand an sich gelegt hatten. Erst der jeweils mit dem Fall betraute Chefinspektor oder Privatdetektiv bringt es dann in durchschnittlich 214 Romanseiten zuwege, die raffiniert geknüpften Knoten des Verbrechens zu zerschlagen und den Selbstmord als das zu entlarven, was er ist, als Mord! In keinem der 47,9 Prozent Kriminalromane mit kaschiertem Selbstmord als Grundmotiv ist bisher solch ein Verbrechen ungeklärt geblieben. Allemal hat den auch noch so geschickten Mörder die strafende Gerechtigkeit ereilt.

Das unterscheidet den Kriminalroman oft vom Kriminalfall!

Es gibt zwar keine statistischen Angaben darüber, weil als Selbstmord kaschierte Morde nicht in die Kriminalgeschichte eingehen, doch sind Fachleute auf diesem Gebiet, wie der westdeutsche Kriminalwissenschaftler Henterich, der Meinung, daß beispielsweise jeder dritte in Westdeutschland verübte Selbstmord ein nicht nachzuweisender Mord oder Totschlag ist. Der berühmteste und zugleich skandalöseste Fall aus dieser unbekannten Zahl nicht nachzuweisender Morde ist seit mehr als drei Jahren zweifellos der „private Unglücksfall" des Rechtsanwaltes Paul Blomert.

Schüsse in der Mittagsstunde

Handlungsort ist die ehrwürdige katholische Bischofsstadt Münster. Beteiligt sind so angesehene Persönlichkeiten, wie der heute noch amtierende Oberbürgermeister, der Oberstaatsanwalt, der Chefarzt einer großen Klinik und eine Menge feiner und einflußreicher Mitglieder des exklusiven Aeroklubs, kurzum die Spitzen der Hautevolee Münsters.

Es geschah am Freitag, dem 25. August 1961. Um zwölf Uhr fünfundvierzig zog im Anwaltszimmer des Landgerichts am Hindenburgplatz der dreiundvierzig Jahre alte Rechtsanwalt Paul Blomert seine schwarze Robe aus und seinen hellen Nylonregenmantel an, weil draußen die ersten Tropfen eines schwarz über dem Hindenburgplatz stehenden Gewitters fielen. Blomert plauderte dabei freundlich mit anderen Anwaltskollegen, erkundigte sich, wann die Verhandlung eines bestimmten Zivilprozesses am Nachmittag stattfände und verließ Punkt zwölf Uhr fünfzig das Zimmer. Er ging zum Mittagessen in seine dem Landgericht gegenüberliegende Wohnung. Das Haus Hindenburgplatz 22, in dem sich nicht nur seine Vierzimmerwohnung, sondern darunterliegend auch seine Anwaltspraxis befand, hatte er sich erst wenige Monate vorher gekauft. Blomert war von Haus aus keineswegs begütert. Er stammte aus einer braven westfälischen Handwerkerfamilie und war das siebente von insgesamt elf Kindern. Als einziger hatte er das Gymnasium besuchen und anschließend Jura studieren dürfen. Wirklich von klein auf hatte er sich mit Intelligenz und noch mehr Fleiß hochgearbeitet. Seit zehn Jahren betrieb er mit dem der CDU angehörenden Oberbürgermeister der Stadt, Busso Peus, eine Anwaltspraxis. Allerdings fungierte der mit der Politik und den Bürgermeistergeschäften überlastete Peus mehr als Aushängeschild, während Blomert meist bis tief in die Nacht hinein die Anwaltsarbeit leistete. Er war verheiratet mit einer sechs Jahre jüngeren ehemaligen Stenotypistin seines Büros, einer ebenso hübschen wie geltungssüchtigen Frau und hatte drei Kinder. Ehefrau Ursula Blomert war es auch, die die gesellschaftliche Karriere ihres Mannes in die Hand genommen hatte. Sie sorgte dafür, daß Paul in den exklusiven Aeroklub eintrat, half nach, daß er sogar zum Präsidenten des Klubs gewählt wurde und arrangierte Freundschaften mit den reichsten und einflußreichsten Mitgliedern. Nach außen hin galten die Blomerts als eine der angesehensten Familien der Stadt. Im Aeroklub allerdings wisperte man hinter Paul Blomerts Rücken allerlei Gerüchte und delikate Geschichten, nach denen die lebenslustige, unausgefüllte Ursula Blomert ihren etwas schwerfälligen, nur mit seinem Beruf beschäftigten Mann nach Strich und Faden betrog. Mit dem millionenschweren Stahlgroßkaufmann Gustav Krabbe, dessen großzügiger Ehefrau Helene und einem Sanitärkaufmann Dr. Freiberg sollte sie ein undurchsichtiges Viereckverhältnis betreiben, bei dem Ehemann Blomert nur das fünfte Reserverad spielte.

Noch waren das Gerüchte, und niemand hatte es Paul Blomert bisher angemerkt oder gar von ihm gehört, daß er davon wußte, daß er sich deshalb gar mit dem Gedanken trug, seinem Leben ein Ende zu setzen. Besonders an diesem Vormittag des 25. August 1961 machte er, wie vier seiner Anwaltskollegen später unter Eid bekundeten, keineswegs den Eindruck eines Lebensmüden.

Kurz nach dreizehn Uhr fielen in der Anwaltswohnung am Hindenburgplatz 22 drei Schüsse, die das Leben des Rechtsanwaltes Paul Blomert beendeten. In der unter der Wohnung gelegenen Anwaltspraxis wurden sie vom Büropersonal gehört, und in der Schlafzimmerdecke der Wohnung fanden später Kriminalbeamte die drei Projektile. Das sind allerdings die einzigen objektiven und von niemand in Zweifel gezogenen Anhaltspunkte. Wer die Schüsse abgegeben hatte, warum geschossen wurde, ob überhaupt nur geschossen worden war, um zu vertuschen, daß Paul Blomert vergiftet oder erschlagen worden war, das aufzuklären, verhindern die Münsteraner Justiz- und Verwaltungsbehörden mit einer skandalösen Beharrlichkeit ohnegleichen. Mit Mitteln und Machenschaften, die sich kein Kriminal-

FORTSETZUNG SEITE 14

romanautor auszudenken wagte, wird um die wirklichen Geschehnisse ein nebulöser Schleier gelegt, und jeder, der bisher wagte, diesen Schleier zu zerreißen, wurde aus Amt und Würden gestoßen, gerichtlich belangt und im schlimmsten Fall in eine Irrenanstalt gesperrt.

Lebensgefahr Nebensache

Über den Tod Paul Blomerts hat die Münsteraner Obrigkeit eine These aufgestellt, an der nicht gewackelt werden darf und die sich auf folgende „Beweise" stützt:
Aussage der Witwe Ursula Blomert: „Mein Mann Paul kam am 25. August 1961, etwa fünf Minuten vor dreizehn Uhr, in die Wohnung zum Mittagessen. Die Kinder hatten schon vorher gegessen und waren in ihrem Zimmer. Der Tisch war gedeckt und das Essen aufgetragen, als mein Mann ins Eßzimmer kam. Ich merkte ihm gleich an, daß er innerlich sehr erregt war und irgend etwas Wichtiges, was mich betraf, auf dem Herzen hatte. Kaum, daß er einen Bissen zu sich genommen hatte, legte er Messer und Gabel wieder weg und eröffnete mir: Peus, sein Sozius in der Anwaltspraxis, habe ihm ein Ultimatum gestellt. Entweder reiche er die Scheidung von mir ein oder er müsse aus der Anwaltspraxis ausscheiden. Eine weitere Zusammenarbeit wäre nicht möglich, solange in der Stadt Gerüchte umgingen, daß ich ein ehebrecherisches Verhältnis mit Gustav Krabbe unterhalte. Ich sagte darauf zu meinem Mann, eine Scheidung käme für mich nicht in Frage. Außerdem sei es unmöglich, solch einen Entschluß Hals über Kopf zu fassen. So etwas brauche Zeit. Ich redete ihm dann zu, sich von Peus zu trennen. Er sei selbst Manns genug, eine eigene Praxis aufzumachen. Danach stand mein Mann überraschend vom Tisch auf, sagte zu mir tonlos, Lebwohl' und ‚Für die Kinder wirst dann künftig du zu sorgen haben' und ging nach nebenan ins Schlafzimmer. Ich nahm das Ganze nicht weiter tragisch, war aber verärgert darüber und begann den Tisch abzuräumen. Der Appetit zum Mittagessen war mir vergangen. Als ich in der Küche war, hörte ich zwei Schüsse fallen. Als ich darauf die Teller, die ich in der Hand hielt, auf den Küchentisch stellte, fiel ein dritter Schuß. Ich lief daraufhin ins Eßzimmer zurück und von dort ins Schlafzimmer. Mein Mann lag vor den Betten auf dem Läufer der Bettumrandung wie tot. Er lag mit dem Rücken auf dem Läufer, das Gesicht war zur Zimmerdecke gewandt. Seine Augen waren geschlossen. Unter seinem Kopf breitete sich auf dem Läufer ein roter Fleck aus. In den Händen hielt er sein Jagdgewehr. Ich merkte aber, daß er noch lebte. Er röchelte mehrmals und gab andere Laute von sich, die mir deutlich machten, daß er nur bewußtlos und nicht tot war."
Nach den weiteren detailreichen Bekundungen war Frau Blomert daraufhin zum Telefon gegangen und hatte versucht, den Hausarzt der Familie, einen Professor Koch, zunächst in dessen Wohnung und danach im Krankenhaus zu erreichen. Nach ihrer Darstellung war ihr Bemühen ohne Erfolg. Sie konnte den Professor telefonisch nicht erreichen. Demgegenüber behauptete Professor Koch ein Jahr nach dem Tode Paul Blomerts (vorher wurde er von niemand danach gefragt), er sei am 25. August 1961 zur fraglichen Zeit im Krankenhaus telefonisch erreichbar gewesen. Bei ihm hätte aber Frau Blomert sich nicht gemeldet.
Nach ihren angeblichen Versuchen, sofort und direkt ärztliche Hilfe zu holen, alarmierte Frau Blomert nicht etwa die Feuerwehr, die Unfallstation oder die Polizei, sie holte auch keinen der in der darunter befindlichen Anwaltspraxis tätigen Büroangestellten ihres Mannes zu Hilfe, sondern telefonierte die mit ihr so eng befreundete Familie Krabbe herbei. Der vielbeschäftigte Stahlhändler Krabbe war auch tatsächlich zu dieser Mittagsstunde zu Hause und erschien Minuten später (seine Wohnung lag nur dreihundert Meter entfernt) in der Anwaltswohnung, brachte sogar seine Frau mit, die selbst Ärztin ist. Seltsamerweise kümmerte sich die Ärztin Helene Krabbe nun aber nicht etwa um den Zustand des schwerverletzten Paul Blomert, sondern rief den ihr gut bekannten Chefarzt des Clemens-Hospitals, Dr. Tiwisina an, ebenfalls ein führendes Mitglied des Münsteraner Aeroklubs, der auch sofort bereit war, zu kommen. Während dieses Telefongespräches kümmerte sich der medizinisch völlig unkundige Stahlhändler Gustav Krabbe um den Zustand Blomerts. Er ging als einziger ins Schlafzimmer und sah nach, ob der Verletzte noch am Leben war. Das konnte er nach seinen Angaben aber erst feststellen, nachdem er Paul Blomert die in den Händen gehaltene Jagdbüchse abgenommen hatte. Dieser scheinbar nebensächlichen Bekundung Krabbes kommt erst Bedeutung zu, wenn man weiß, daß an der Büchse, mit der sich Blomert erschossen haben soll, später von der Kriminalpolizei Gustav Krabbes Fingerabdrücke gesichert wurden. Für die Münsteraner Polizei- und Justizbehörden war das allerdings ohne Bedeutung, weil ja Gustav Krabbe selbst gesagt hatte, er habe Blomert die Büchse aus den Händen genommen, um zu horchen, ob Blomerts Herz noch schlug.
Paul Blomert lebte auf jeden Fall, das bestätigte auch der herbeigerufene Chefarzt Dr. Tiwisina. Obgleich er das schon von seiner Kollegin Krabbe telefonisch erfahren hatte, war er nicht auf die Idee gekommen, sofort einen Krankenwagen mitzubringen, um den Schwerverletzten umgehend ins Krankenhaus überführen zu können. So mußte ein drittes Telefongespräch geführt werden, ehe endlich Krankenwagen und zwei Träger des Clemens-Hospitals erschienen. Dabei hatte sich der Chefarzt noch in der Adresse vertan und eine falsche Hausnummer genannt, weshalb die Krankenträger mit ihrer Bahre bald zehn Minuten auf dem Hindenburgplatz umherirrten, ehe sie die Blomertsche Wohnung fanden. Am Kopf Paul Blomerts habe er zwei Verwundungen festgestellt. An der linken Wange, in Höhe des Augenwinkels eine kleine Einschußwunde und im Schädeldach eine handtellergroße Austrittswunde des Projektils, gab Dr. Tiwisina zu Protokoll. Um die Frage, wieviel Wunden der niedergeschossene Paul Blomert am Kopf hatte und ob die handtellergroße Wunde im Schädeldach wirklich vom Austritt eines Jagdgewehrgeschosses herrührte, sollte es noch viel Streit geben. Doch Dr. Tiwisina hatte zumindest eines eindeutig gewußt: daß Paul Blomert in höchster Lebensgefahr schwebte und schleunigst operiert werden mußte, sollte sein nur noch ganz zaghaft flackerndes Lebenslicht weiterbrennen. Unverständlich, daß er sich da nicht sofort an die Feuerwehr um Hilfe wandte!
Es gibt im Fall Blomert jedoch weit schlimmere und unglaubwürdigere Ungereimtheiten als dieses Versehen. Die Krankenträger des fernen Clemens-Hospitals kamen ja trotz der falschen Hausnummer noch immer zu Lebzeiten Paul Blomerts in der richtigen Wohnung an. Ohne weitere Umstände packten sie ihn auf die Trage, deckten ein Leinentuch über seinen arg zerschossenen Kopf und schafften ihn die Treppen hinunter zum Krankenwagen. Als der am Fußende Tragende gerade die Tür des Fahrzeugs öffnete, sagte sein Kollege hinter ihm: „Setz doch mal ab. Ich glaube, wir brauchen ihn gar nicht mehr ins Krankenhaus zu bringen." Sie setzten die Trage auf die Straße, einer hob das Leinentuch. Paul Blomert war tot. Sein Kopf, der bis dahin noch immer starr himmelwärts gerichtet war, als sähe er etwas Schreckliches auf sich zukommen, war kraftlos zur Seite gefallen.

Merkwürdige Betriebsamkeit

Dr. Tiwisina wurde aus der Wohnung geholt. Am Straßenrand des Hindenburgplatzes, auf dem Rinnstein hockend, stellte er fest, daß Paul Blomert um dreizehn Uhr fünfundfünfzig verstorben war. Was Tiwisina allerdings, bei allem Respekt vor seinem ärztlichen Können, in diesem Augenblick keinesfalls mit verantwortbarer Sicherheit feststellen konnte, war, woran Blomert wirklich gestorben war. Dazu hätte es ohne Zweifel der Obduktion des Leichnams bedurft. Dr. Tiwisina verzichtete darauf, schrieb später auf den Totenschein: „Todesursache Herzstillstand, Kreisversagen und Atemlähmung" und „Todesart: privater Unglücksfall"!
Noch befremdlicher war, daß auf die Frage der Krankenträger, ob der Tote nun ins Gerichtsmedizinische Institut geschafft werden solle, weil sie aus hundertfacher Praxis wußten, daß „Leichen mit unnatürlicher Todesursache" stets dorthin zur Obduktion kamen, Tiwisina ihnen zu ihrem Erstaunen befahl, den Toten in sein Krankenhaus zu transportieren.
Überhaupt setzte, nachdem Paul Blomert nun unwiderruflich verschieden war, eine ebenso emsige wie seltsame Betriebsamkeit aller möglichen Leute ein, seinen Tod als Selbstmord zu deklarieren. Dabei konnten all diese Leute, bedenkt man es richtig, von dem Ableben des Anwaltes noch nicht die leiseste Ahnung haben!

FORTSETZUNG FOLGT

**Mord oder Selbstmord?
Der Tod Rechtsanwalt Blomerts
ist voller Geheimnisse.**

**Zwielichtig bleibt die Rolle der Witwe Blomert,
die immer wieder behauptet,
ihr Mann habe sich erschossen.**

Ihre Haut
verrät Ihr Alter!

Die ersten Fältchen im Gesicht machen älter, frische Haut dagegen schätzt man jünger.

Gibt der Organismus der Haut zuwenig Nahrung, muß sie von außen zugeführt werden.

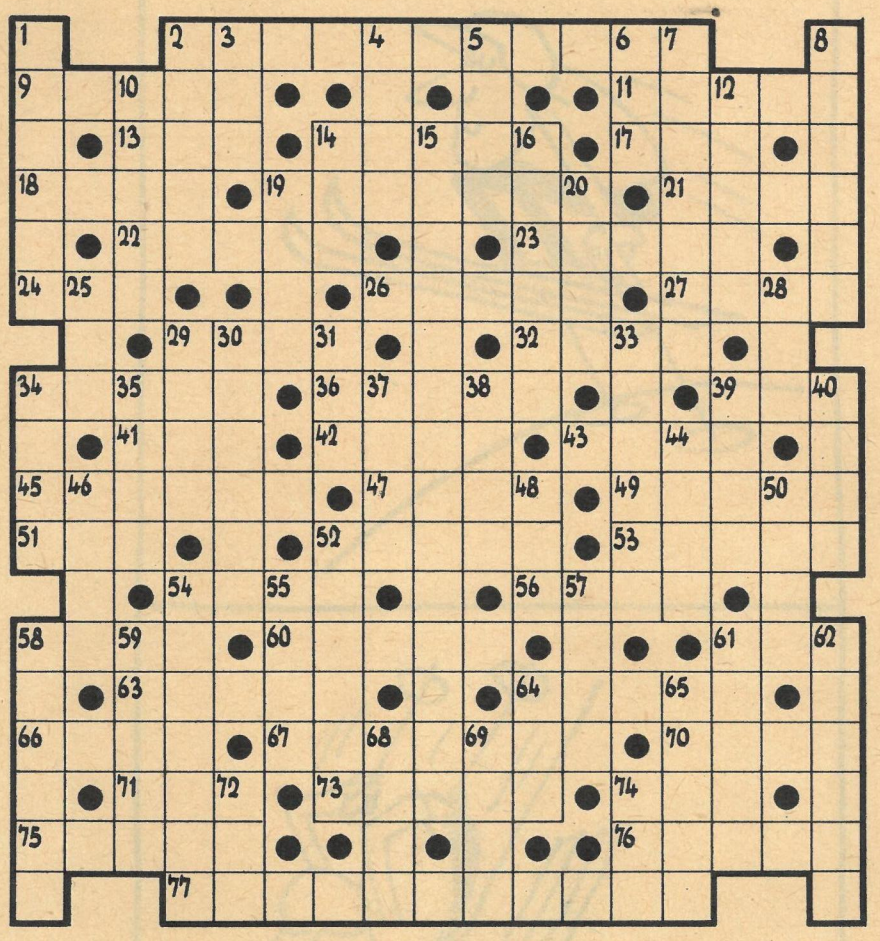
Regelmäßige Pflege mit Pohli-Hormoncreme kann Wunder wirken: Sie führt der Haut die fehlenden Nährstoffe zu.

Falten verschwinden, die Haut strafft sich und gibt ihr jugendlich frisches Aussehen.

Tube 2,50
Topf 3,50

Hersteller: Georg Pohl, 8046 Dresden

RÄTSEL



KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 2. DDR-Schriftstellerin von Weltruf (Vor- und Zuname), 9. Musikinstrument, 11. Brettspiel, 13. Stimmlage, 14. Funkmeßgerät, 17. Großmutter, 18. Musikzeichen, 19. Schmarotzer, 21. Abscheu, 22. junger Pflanzensproß, 23. Berggasthof, 24. Stadt in Holland, 26. chemische Verbindung, 27. Gewürz, 29. Sport- und Spielzeug, 32. Ackerrand, 34. Fanggerät, 36. Kampfplatz, 39. Hinweis, 41. Gattung, Sorte, 42. Amtstracht, 43. Strom in Sibirien, 45. Stadt auf Rügen, 47. Schreibweise, 49. Dressurleine, 51. Grußwort, 52. Häcksel, 53. aalähnlicher Fisch, 54. Fruchtgetränk, 56. Bewohner einer SSR, 58. Stadt am See gleichen Namens in Nordamerika, 60. Berufsausbildung, 61. nordische Meeresgöttin, 63. Land im mittleren Himalaja, 64. Teil des Rades, 66. sagenhafte wundertätige Schale, 67. Absperrung, Einschließung, 70. Stadt in der Indischen Union, 71. abessinischer Titel, 73. mittelalbanischer Fluß, 74. jugoslawische Stadt, 75. Schnur, Strick, 76. Stadt in Niedersachsen, 77. Roman von 2. waagerecht.

Senkrecht: 1. Niederschlag, 2. Nebenfluß der Weser, 3. Elend, 4. Augenkrankheit, 5. Werkstoff, 6. griechischer Buchstabe, 7. Schweizer Luftkurort, 8. Stadt in Texas, 10. Zaunteil, 12. Wäschestück, 14. jugoslawische Insel, 15. Roman von 2. waagerecht, 16. spanischer Maler und Radierer († 1652), 19. Schriftgrad, 20. Verpackungsgewicht, 25. Strom in der Sowjetunion, 28. Frauenname, 29. Geländeerhebung, 30. Stadt im Sauerland, 31. Affenart, 33. Chemieerzeugnis, 34. Gestalt aus „Don Carlos", 35. Bodenzustand, 37. weiblicher Vorname (Koseform), 38. Mißgunst, 39. Theaterplatz, 40. Lebewesen, 44. neunter Ton der Tonleiter, 46. Nebenfluß der Fulda, 48. Windschatten, 50. Bezirkshauptstadt der DDR, 52. Gestalt aus „Hoffmanns Erzählungen", 54. größte dänische Insel, 55. Geschütz (Kurzwort), 57. Holzmaß, 58. Freund und Kampfgefährte von Marx, 59. See in Finnland, 61. kleine Orgel, 62. Stadt in Italien, 64. japanische Maßeinheit, 65. abgeschlossener Raum, Stockwerk, 68 italienischer Fluß, 69. Gewürz, 72. Gewässer, 74. kleiner Fluß.

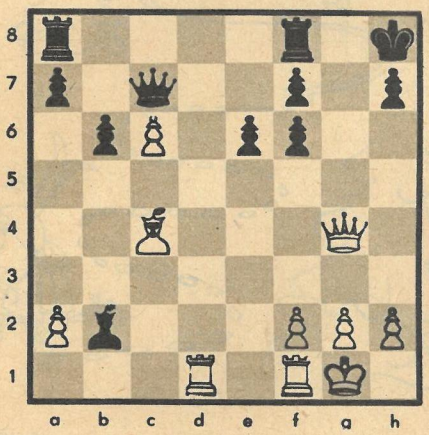
VERHEERENDER ANGRIFF

Im IV. IBM-Turnier 1964 in Amsterdam hielt sich der Westberliner Dr. Heinz Lehmann gegen den ungarischen Großmeister Barcza ausgezeichnet.

Caro-Kann

Weiß: Dr. Lehmann — Schwarz: Barcza, Ungarn

1. **e4 c6** 2. **d4 d5** 3. **ed5: cd5:** 4. **c4 Sf6** 5. **Sc3 e6** 6. **Sf3 Lb4** (Es wäre sicherlich besser gewesen, diesen Läufer zur Verteidigung auf e7 zu postieren.) 7. **Ld3 dc4:** 8. **Lc4: 0-0** 9. **0-0 b6** 10. **Lg5 Lb7** 11. **Se5 Sc6?** (Eine folgenschwere Ungenauigkeit. Schwarz hätte hier 11. . . . Sbd7 spielen sollen.) 12. **Lf6:** (Schon wird der Lapsus offensichtlich: Barcza kann nicht mit der Dame wiedernehmen wegen 13. Sd7 mit Qualitätsgewinn. Aber vielleicht hätte sich Schwarz doch dazu entschließen sollen, die Qualität zu geben, denn jetzt folgt ein verheerender Angriff.) 12. . . . **gf6:** 13. **Sc6: Lc6:** 14. **d5! Lc3:** 15. **dc6: Lb2:** 16. **Dg4† Kh8** 17. **Tad1 Dc7** (Damit wenigstens der gefährliche Freibauer verschwindet.) Aber es folgt eine große Überraschung:



18. **Le6:! Tg8** (Der Läufer ist tabu, weil nach Td7 die Mattdrohung auf g7 die Dame kosten würde.) 19. **Dh3 Tg7** 20. **Td7 Df4** 21. **Tf7: Tf7:** 22. **Lf7: Dc7** 23. **Lg6 Le5** 24. **Td1 Tg8** 25. **Td7 aufgegeben.**

SILBENRÄTSEL

a a a ard bahn bar bau ber büt char che chrom da dant del de de de de di di e e e e e e e e e ein en en en ent eu ex fa fe fo ga garn ge gel gen gno he herbst hir hu i i im im impf in in in ket kus lat le len li li lo lot lu ma ma ma ma ma ma mar mas me me mie mo mu nach nal nau ne neh ni ni nie nie no nor nor nu ost pe pi rauch ri rich ro ro ru ru ru sar sche sche sehn sei sern si sicht sin stahl stoff stra su sucht süß ße tat tät te te te té té ten ter the ti ti ti tich to um un ver we we wei xier zart

Es sind zweiundfünfzig Wörter zu bilden, deren erste Buchstaben, von oben nach unten, die vorletzten von unten nach oben gelesen, ein Zitat von Lichtenberg ergeben.

1. eines der Losungsworte der Französischen Revolution, 2. eingesalzener kleiner Heringsfisch, 3. Unempfindlichkeit, Unantastbarkeit, 4. Verlangen, Wunsch, 5. Nachtschattengewächs, 6. Schändlichkeit, Niedertracht, 7. europäischer Staat, 8. Experimente, 9. spanische Arbeiterführerin, 10. Laubbaum, 11. Donauinsel bei Wien, 12. niederländischer Schachmeister, 13. Insel im Stillen Ozean, 14. erstes öffentliches Auftreten, 15. Serum, 16. Oper von Bellini, 17. oberitalienische Hafenstadt, 18. erstarrte Umgangsformen, 19. indischer Staatsmann († 1964), 20. bedeutender französischer Lyriker († 1952), 21. beißender Spott, 22. Angehöriger eines Hirten-, Wanderstammes, 23. Ausfertiger, Versender, 24. Schweigen, Ruhe, 25. weiblicher Vorname, 26. Rotwild (Mz.), 27. krautiger Korbblütler, 28. asiatischer Staat, 29. Komponist der Oper „Figaros Hochzeit", 30. Infektionskrankheit, 31. Farnart, 32. Waschmittel, 33. italienischer Geigenbauer, 34. Stahllegierung, 35. Unkrautpflanze, 36. Pflanzenauszug, Heiltrank, 37. europäische Volksrepublik, 38. Edelkastanie, 39. Stadt in Syrien, 40. Theaterleiter, 41. Haushaltplan, 42. Sinn-, Denkspruch, 43. verkehrstechnischer Begriff, 44. Stadt in Thüringen, 45. belgisches Nordseebad, 46. Zentralorgan der KP Frankreichs, 47. Geduld, Milde, 48. Titel eines Buches von Bernhard Seeger, 49. ostfranzösische Stadt und Festung, 50. Biene, 51. Kulturstätte, 52. Orchesterwerk.

Wieder ein DING MIT PFIFF (67) von Willy Moese (nach einer Leseridee), ein bildlich ausgelegter Begriff, für den Sie das richtige Wort finden sollen. Teilen Sie es uns bis zum 27. Februar 1965 auf einer Postkarte (Kennwort: Ding mit Pfiff) mit. Vielleicht haben Sie Glück und gehören zu den drei Gewinnern, die je einen Buchpreis erhalten. Unsere Anschrift: Redaktion Zeit im Bild, 806 Dresden 6, Radeberger Straße 14b.

DING MIT PFIFF (63): Hausbesitzer. Je ein Buch gewannen: Paul Kloss, Uhyst, Kreis Hoyerswerda; S. Gebert, Ludwigslust; Charlotte Brodová, Plzeň, ČSSR.

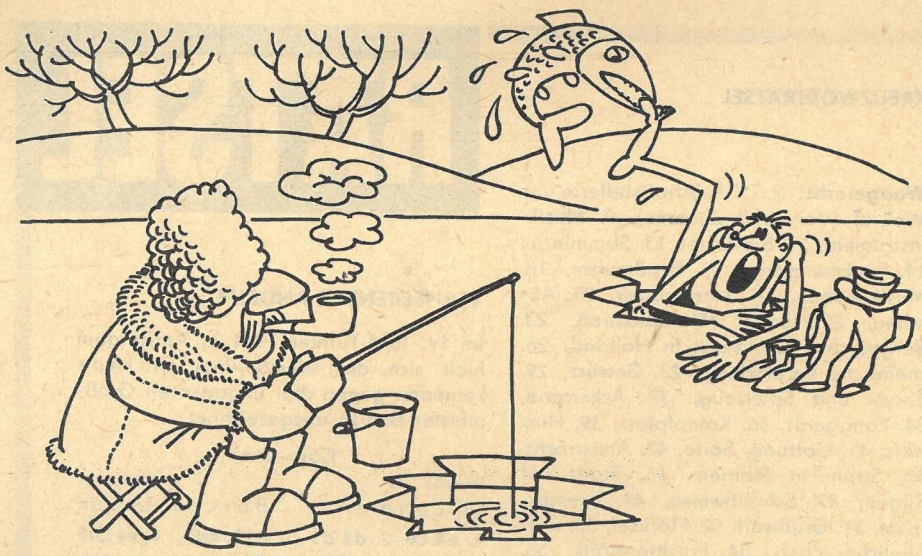
RÄTSELLÖSUNGEN AUS NUMMER 7

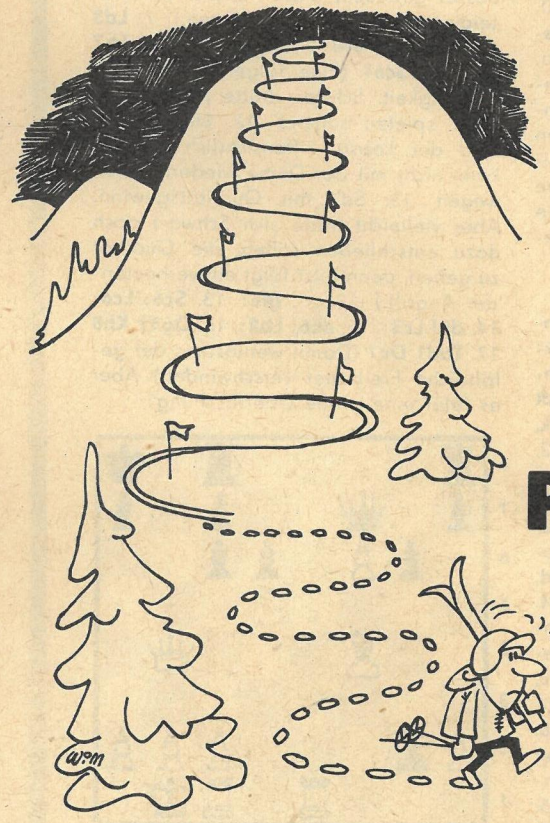
Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Avis, 4. Zetkin, 7. Kean, 10. Rose, 11. Iglu, 12. Uran, 14. Rekurs, 18. Elis, 20. Rondo, 22. Rage, 23. Avers, 24. Ester, 25. Gose, 26. Ken, 28. Mode, 30. Gnu, 32. Arasi, 35. Arkona, 38. Rune, 39. Atom, 41. Anis, 42. Sela, 44. Leim, 46. Esse, 47. Epilog, 49. Saite, 51. Gin, 53. Narr, 55. Ree, 57. Tide, 58. Aalen. 60. Monat, 62. Gabe, 64. Eisen, 67. Ural, 68. Hameln, 70. Mole, 71. Mora, 72. Igel, 73. Eden, 74. Niesel, 75. Sosa. — Senkrecht: 1. Azur, 2. Iran, 3. Sonde, 4. Zer, 5. Krug, 6. Nis, 7. Kleve, 8. Eule, 9. Nuss, 13. Robe, 15. Eremit, 16. Karo, 17. Reger, 19. Irun, 21. Ossa, 23. Aston, 26. Karcag, 27. Nansen, 29. Dame, 30. Gasser, 31. Usbeke, 33. Reep, 34. Saal, 36. Kama, 37. Niet, 40. Olga, 43. Limit, 45. Israel, 48. Onega, 50. Idee, 52. Igor, 54. Rabe, 56. Ekel, 57. Talon, 59. Nimes, 60. Muse, 61. Name, 63. Amme, 65. Solo, 66. Newa, 68. Han, 69. Nil.

Zahlenband. 1. Nasarowa, 2. Sandberg, 3. Berufung, 4. Funktion, 5. Addition.

DAS REDAKTIONSKOLLEGIUM: Kurt Stephan (Chefredakteur), Lena Smolny (stellvertretender Chefredakteur), Gerhard Graban (Redaktionssekretär), Paul Friedemann, Eberhard Kottwitz · Verlagsdirektor Günther Zumpe · Grafische Gestaltung: Siegfried Rudolf · Lizenz-Nr. 1264 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Druck (III 9/1) Druckerei Völkerfreundschaft, Grafischer Großbetrieb, 8023 Dresden, Riesaer Straße 32 · Anzeigenverwaltung DEWAG WERBUNG, 806 Dresden · Anzeigenpreise: Lt. Gesetzblatt Nr. 19, VO vom 3. 2. 53 Zeit im Bild erscheint wöchentlich, Preis 30 Pf, Abonnementspreis vierteljährlich 3,90 MDN, monatlich 1,30 MDN · Bankkonto: DN, Dresden 9/1862; Postscheckkonto: Dresden Nr. 4565

REDAKTION ZEIT IM BILD, 806 DRESDEN, RADEBERGER STRASSE 14b, RUF 51616, 51765, TELEX DRESDEN 019412





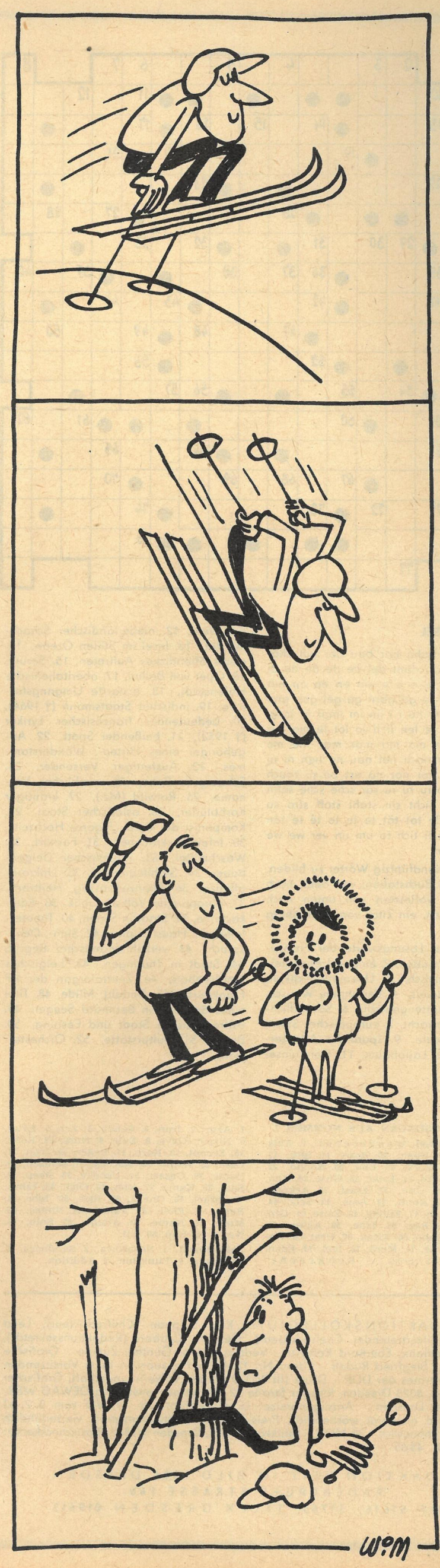
„Ha, ich wußte doch,
irgend etwas stimmt nicht!"

PHANTASIE IN WEISS

von Willy Moese

„Diese Kunststoffbretter taugen gar nichts. Esche brennt besser!"

„Sind Sie der Herr, der für heute Neuschnee ankündigte?"



Ein Zug fährt in die Berge

Noch zu Beginn der letzten Wintersaison lachten viele Leipziger, wenn an manchem Sonntagmorgen Jungen und Mädchen ihre Skier oder Rodelschlitten in die Straßenbahn hoben. Ein Blick aus dem Fenster bestärkte die Spötter in der Auffassung, daß es ja bald Frühjahr werden müsse. Die Skisportler taten aber ganz so, als wollten sie den Winter beschwören. In diesem Jahr hat sich die Situation schon merklich geändert. Obwohl das Winterwetter bisher alles andere als winterlich war, gehören die Skihasen nicht mehr zu den Belächelten. Die Straßenpassanten stoßen sich höchstens an und sagen: „Sicher fährt wieder ein Sonderzug in die Berge." Oder aber, sie sind inzwischen selbst mit dabei.

Der Bezirksfachausschuß des Deutschen Skiläufer-Verbandes hat mit seinem liebevoll und umsichtig ausgearbeiteten Sonderzugprogramm viele Freunde gewonnen. Unter seiner Regie fahren jährlich in den Monaten Januar bis März mehrere Züge in die Berge. Als am 17. Januar 1965 das diesjährige Programm begann, blieb „Zugführer" Lothar Ulbricht auf dem Leipziger Hauptbahnhof bis kurz vor Abfahrt des Zuges dicht umringt. Aber wie schon so oft in der Vergangenheit, hatte er keine Karte mehr zur Verfügung. An der guten Stimmung konnten selbst die Regenschauer nichts ändern, mit denen die Messestädter in Johanngeorgenstadt begrüßt wurden. Wenn dieses Mal die Bauden auch mehr Zuspruch hatten als die Hänge, die Lungen der Städter hatten sich gründlich gereinigt. Ein kleiner Wehmutstropfen fiel aber in den Becher der Freude: Trotz der gründlichen Vorbereitung durch den Bezirksfachausschußvorsitzenden Horst Melke und seiner Freunde zeigte die MITROPA nur wenig Entgegenkommen. Auch verschiedene Skiausleihstationen müßten sich in Zukunft besser auf solch einen großen Ansturm vorbereiten, denn viele Menschen kaufen sich nicht wegen der zwei oder drei Skisonntage im Jahr extra eine Wintersportausrüstung. Sie erwarten, daß die Ausleihstationen ihre Wünsche befriedigen.

Wer aber einmal dabei war, freut sich schon auf die nächste Fahrt, den nächsten Winter, wenn der Zug wieder in die Berge fährt.

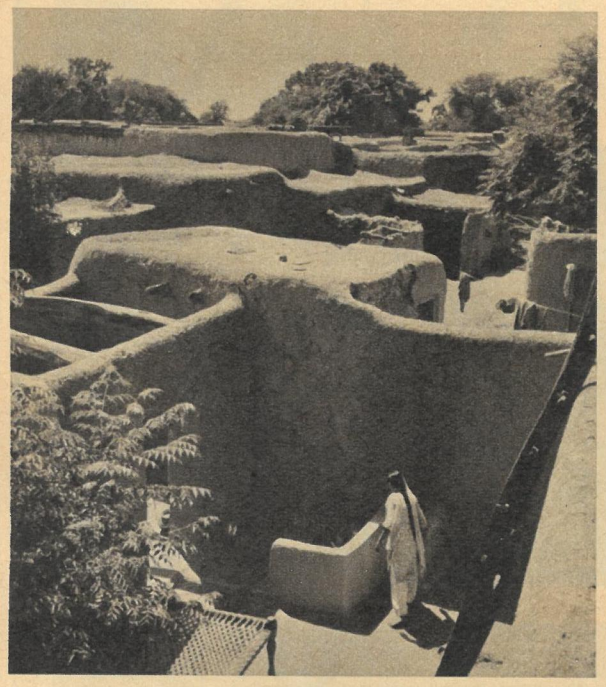
Die Fahrt in den Winter
wird schon im Sommer vorbereitet.
Wer bei den Trockenski-Kursen sehr viel übt
(Bild oben),
hat akrobatische Einlagen nicht nötig,
um gut am Ziel anzukommen (Bild oben links).
Wer allerdings nicht viel
von den schmalen Brettern hält,
der kann eine Schußfahrt auf dem Schlitten wagen.
In den winterlichen Bergen findet jeder das Passende.
„Da Leipzig keine Wintersportmöglichkeiten bietet,
lohnt sich die aufgewandte Mühe,"
sagte Horst Melke.
„Die Begeisterung der Teilnehmer
ist für uns der schönste Lohn."

TEXT: ULLI PFEIFER
FOTOS: JOHANNES HÄNEL

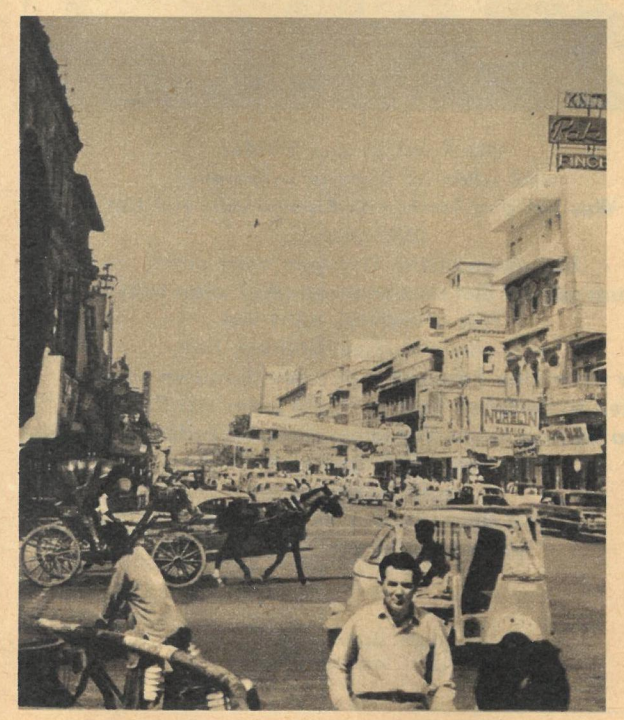
QUO VADIS, Pakistan?

Keine Böllerschüsse werden in diesen Tagen von den erbärmlichen Hütten der Ärmsten aufsteigen, wenn in den Regierungshäusern Sektkorken knallen für das zehnjährige Bestehen des SEATO-Paktes, dem kolonialistischen Ableger der NATO in Südostasien. Hinter dieser glänzenden Fassade in den Hütten hoffte man, wie auch im ganzen Lande Pakistan, zehn Jahre vergeblich auf ein besseres Morgen.

Karatschi wacht sehr früh auf. Kaum daß es tagt, rufen die Muezzins von den Minaretts die Gläubigen zum Gebet, wecken sie die müden Leiber der Heimatlosen, die zu Tausenden Gehsteige, Plätze und Straßen belagern. Die langgezogenen Rufe aus den starken Lautsprechern verfehlen nicht ihre Wirkung. Und wenig später kribbelt und krabbelt es überall in der „Braut des Ostens", wie die reichen Pakistaner die Stadt ihrer eigenartigen Schönheit und Jugend wegen nennen. 300 Jahre jung ist die einstige Hauptstadt, schön nur relativ. Wer die Bunder Road, Karatschis belebteste Straße, besucht, sieht hier Reichtum und Not und Elend dicht beieinander. Im dichten Verkehrsstrom finden sich Pkw letzter Fasson, alte Droschken, Straßenbahnen mit Dieselantrieb, Lastwagen ziehende Kamele, schwerbepackte Esel und Dreirad-Autorikschas mit Arabesken bemalt. Vor den Geschäften liegen Lumpenbündel, die die verhärmten Leiber doch nicht ganz verbergen können. In sie kommt Bewegung, wenn am Bordstein zufällig ein glitzernder Cadillac hält, ein in schneeweiße Livree gekleideter Chauffeur den Wagenschlag aufreißt und eine juwelenbehangene Dame der besseren Gesellschaft sich gleich-



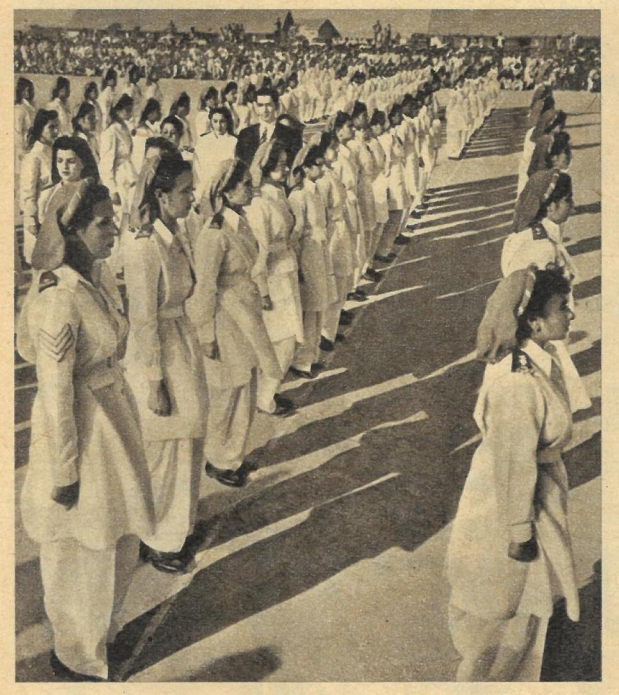
PAKISTAN: Islamische Republik. Gegründet 1947 nach Willen der englischen Kolonisatoren, nach dem Prinzip: Teile und herrsche. – 94 Millionen Einwohner. Hauptstadt: Islamabad bei Rawalpindi (früher Karatschi). Das Land besteht aus West- und Ostpakistan. Rückständiges Agrarland. 70 Prozent der Anbaufläche in Besitz fürstlicher Großgrundbesitzer. Anbau: Weizen, Reis, Baumwolle (Westpakistan), Jute, Indigo, Reis, Zucker (Ostpakistan). Export: Jute (erste Stelle in der Welt), Baumwolle, Reis, Erze. USA-Hilfe konzentriert auf Entwicklung der sogenannten Infrastruktur, auf strategisch wichtige Vorhaben wie Häfen, Flugplatz- und Straßenbau. Vorbedingungen dafür: Höhere Ausgaben für Militär, in das auch Frauenbataillone einbezogen sind. Ausbau der Straßen als Autobahnen zum Khaiber-Paß mit USA- und Weltbankgeldern erfolgt aus rein strategischen Gründen.

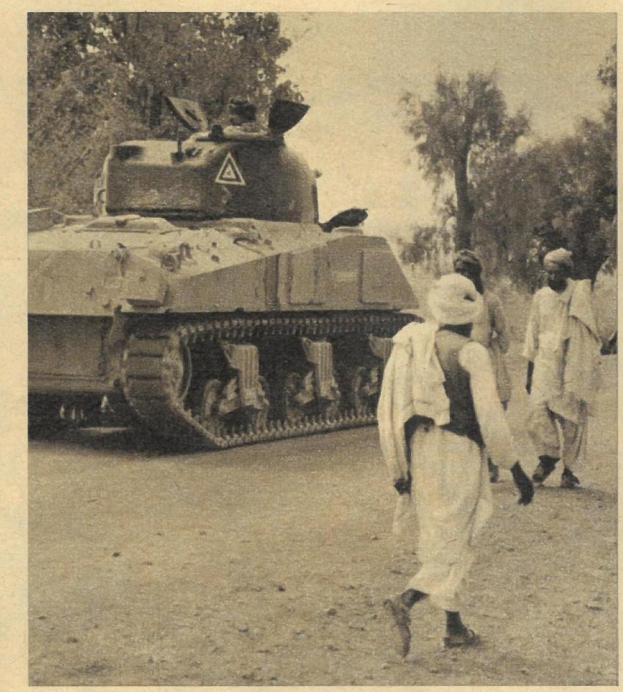


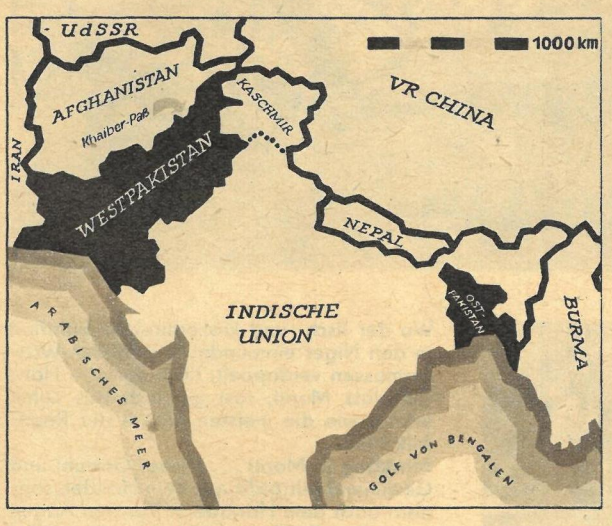
gültig den Weg durch entgegengestreckte bettelnde, ausgemergelte Arme bahnt.
Zu viele bettelnde Hände strecken und öffnen sich – meist doch nutzlos – in der übervölkerten Stadt. Vor der Teilung der britischen Kolonie Indien in die Staaten Pakistan und Indien hatte die Hafenstadt 350 000 Einwohner. Nach der Teilung – übrigens nach dem Willen der englischen Kolonisatoren vorgenommen, ohne die wirtschaftliche Einheit der ehemaligen Kolonie zu berücksichtigen – kam über eine Million Moslemflüchtlinge hinzu, während nur einige Zehntausend Hindus die Stadt verließen.
So flehen zu viele bettelnde Hände, sie finden keine Arbeit und des Nachts keine rechte Ruhe. Das „Konsortium der Auserwählten", wie man hier die Stadtverwaltung nennt, regt es nicht auf, wenn die Heimatlosen auf den Straßen kampieren. Aber es dringt schon durch die dicken Mauern des Rathauses, daß Bürgermeister Habibullah sich aufmerksam in den sowjetischen Städten Taschkent und Buchara umsah. Oft soll er sich darüber äußern, wie erstaunlich es sei, daß die Stadtsowjets so viele Mittel für die Verschönerung ihrer Städte und für den Wohnungsbau zur Verfügung haben. Die „Morning News", in Karatschi viel gelesen, macht sich zum Sprachrohr des Bürgermeisters. Aber resignierend fragt sie: „Woher die Mittel nehmen, um die Methode des industriellen Wohnungsbaus zu übernehmen? Und wie erreichen, daß hier nicht häufig die Mieten 50 Prozent des Familienbudgets verschlingen, sondern wie in der benachbarten Sowjetunion nur vier bis fünf Prozent?"
Elend und soziale Ungerechtigkeit und Notlage der „rückständigen Völker" hätte es schon immer gegeben, behaupten die Ideologen der USA-Monopole. Bald nach Bildung des Staates schickten sie sich an, die Wachablösung der alten Kolonialmacht England vorzubereiten, kauften Zeitungen und andere Massenbeeinflussungsmittel auf. An den Fingern war abzuzählen, was sich für die Masse des pakistanischen Volkes „bessern" würde. Zweifellos flossen seitdem bedeutende Dollarspritzen nach Pakistan, entstanden Straßen, Häfen und Bauten für eine bescheidene Energieversorgung. Gleichzeitig aber kamen neben modernen Waffen für die Armee auch Tausende von amerikanischen „Instrukteuren". Strategisch gesehen hatte das Pentagon Pakistan die Aufgabe zugewiesen, Kettenglied zwischen der NATO und seinen kolonialistischen Ablegern in Südostasien (SEATO) und Mittlerem Osten (CENTO) zu sein. Das Ergebnis: Die Ausgaben für Armee und Rüstung verschlingen mehr als 60 Prozent des Staatshaushaltes.
Auf der Bunder Road werden am 19. Februar ganz sicher keine Böllerschüsse in den Himmel steigen. Möglich ist, daß im Palast des kürzlich wiedergewählten Präsidenten Ayub Khan südostasiatische Verschwörer ihr zehnjähriges Überleben feiern. Doch ebenso sicher ist, daß sich künftig Pakistans Politiker größere Zurückhaltung auferlegen werden, zu deutlich konnten sie am Luftzwischenfall von Swerdlowsk, zu dem der USA-Spion Powers mit seiner U 2 in der nordpakistanischen Provinz Peschawar aufgestiegen war, das Risiko ablesen, das das Land eingegangen war. Sie bemühen sich heute schon immer mehr, auf den SEATO-Ratstagungen die wirtschaftlichen und nicht die militärischen Aspekte des Paktes zu betonen, um ihren westlichen Partnern die Unzulänglichkeit ihrer bisherigen „Hilfeleistung" klarzumachen.

WERNER KLUGE

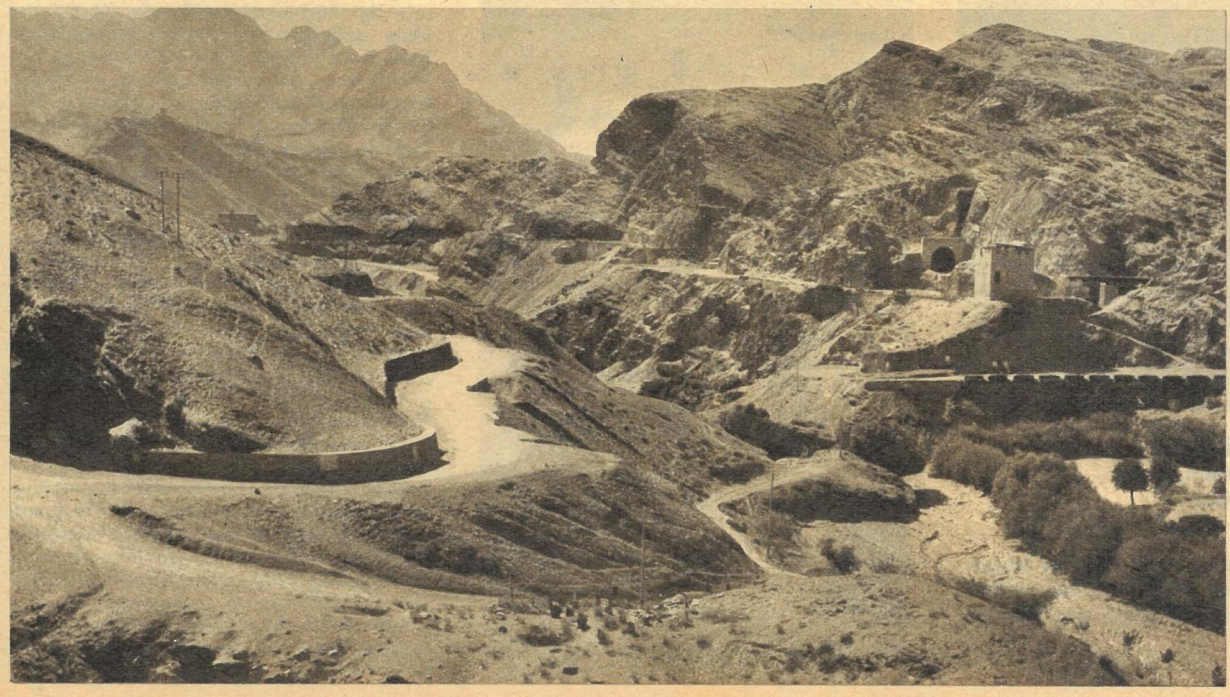
FOTOS: PASSÉ, AGERPRES, ARCHIV



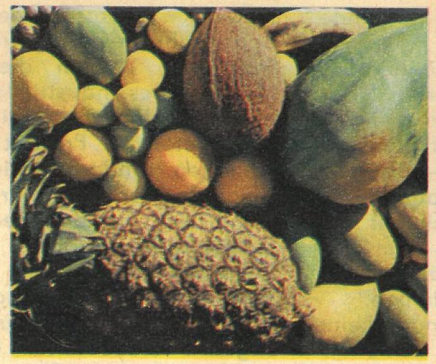




SEATO-PAKT: Am 19. Februar 1955 in Kraft getreten. Vereinigt die Länder USA, England, Frankreich, Australien, Neuseeland, Pakistan, Philippinen und Thailand. Ziel: Aggressiver Militärpakt unter Führung der USA im Stützpunktsystem gegen die sozialistischen Länder, gegen den Befreiungskampf der Völker Südostasiens (Südvietnam, Laos, Kambodscha). Auferlegte den Paktstaaten Rüstungsverpflichtungen, die mehr als 50 Prozent ihres Staatshaushaltes ausmachten. In Pakistan wurden die Dollarspritzen nur in den Kreisen der besseren Gesellschaft sichtbar, wie auf der Bunder Road, der Hauptgeschäftsstraße Karatschis. Hinter der Fassade hoffte man bisher vergebens auf eine Wohnung, auf ein Bett. Verelendete und verschuldete Bauern fristen in Lehmhütten ein Hungerdasein. Kurz nach Gründung Pakistans war Nationaleinkommen pro Kopf 23mal niedriger als in den USA.

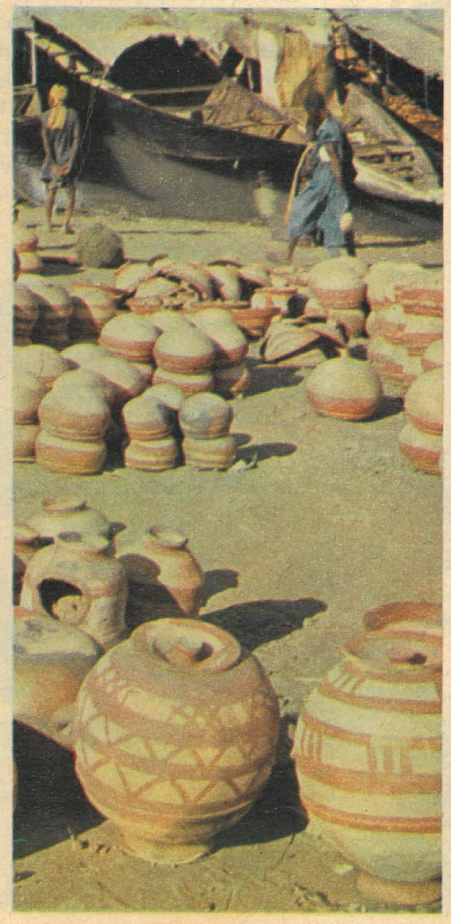


MARKTTAG IN MOPTI



Sandalen aus Plaste sind das billigste Schuhwerk Afrikas; diese hier, von „fliegenden Händlern" vertrieben, werden aus Japan eingeführt.

Am Baniufer liegen Handelsgüter bereit, ▷ um auf Lastkähne verladen zu werden. Wasserstraßen sind Lebensadern des Landes.



Wo der fisch- und krokodilreiche Banifluß in den Niger einmündet und dessen Wassermassen verdoppelt, liegt der alte Handelsplatz Mopti, fast gänzlich aus Lehm erbaut wie die meisten Städte der Republik Mali.

Markttag in Mopti . . . Dieses Gewühl und Gewimmel gilt nicht nur dem Handel, sondern auch dem Handwerk. Vor den Augen möglicher Käufer werden aus den Blättern der Fächerpalme Matten, Körbe und Hüte geflochten, aus einer Faserpflanze Seile und Schnüre für Fischernetze gedreht; denn um Fische geht es vor allem, Moptis größter Reichtum schwimmt in den beiden Strömen. Fischgeruch hängt schwer über der ganzen Stadt. Hier werden Fische geräuchert, gedörrt, über dem Feuer gebraten, gewogen, gebündelt, verpackt, exportiert bis nach Ghana, bis zur Elfenbeinküste. Der Nigerfisch ist berühmt in der afrikanischen Welt.

Wohlsortiert breiten afrikanische Märkte mehr vor den Augen des Betrachters aus als nur Handelsgüter; den Fleiß der Bewohner, ihr handwerkliches Können und ihren Kunstsinn, Möglichkeiten der Gegenwart und der Zukunft, aber auch die Probleme, die noch der Lösung harren. Noch wird beispielsweise nicht eines der bunten baumwollenen Tuche in eigenen Fabriken gewebt. Alle sind aus dem Ausland eingeführt, und das in einem Land, dessen wichtigste Exportware Baumwolle ist. Wenn das erste Textilkombinat Malis seine Arbeit aufnehmen wird – sein Bau ist im Fünfjahrplan vorgesehen –, wird wieder ein Stück Rückständigkeit überwunden sein, in der die Kolonialherren das Volk hatten dahinleben lassen.

TEXT HEINZ KLEMM / FOTOS HELGA KLEMM